

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Todes- glocken für John Sinclair



**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Todesglocken für John Sinclair

John Sinclair Taschenbuch Nr. 50

von Jason Dark

erschienen am 14.05.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Todesglocken für John Sinclair

Die Glocke wurde in der Hölle gegossen.

Luzifer persönlich hatte seinen Atem in die Form gehaucht. Zuerst läutete sie in den Tiefen der Verdammnis. Mit ihrem Klang lockte sie die Heerscharen des Teufels herbei. Und die schafften die Glocke in die normale Welt, wo sie das Ende eines Menschen einläuten sollte.

Dieser Mensch war ich!

Die Stimme war wie ein krachender Donnerschlag, der die trügerische Stille eines schwülen Sommerabends brutal zerreißt. Sie drang aus der Schwärze, aus der fassungslosen und nicht meßbaren Unendlichkeit, und sie gehorchte Gesetzen, die älter waren als die bekannte Welt. Sie gehörte dem Teufel!

Er stand im Mittelpunkt, von Flammen umlodert, mit hochgerissenen Armen und gräßlich verzerrtem Gesicht, in dem sich Triumph, Grauen und Schrecken zu einer bösen Mischung vereinigten. Der Teufel, auch Asmodis genannt, hatte gerufen, und er wußte, daß ihm alle gehorchen würden, wenn seine Stimme erklang.

»Kommt herbei, ihr Diener der Hölle, ihr Kreaturen der Finsternis, ihr schwarzmagischen Heerscharen. Seht, was ich hier erschaffen habe. Bewundert mein Werk, ergötzt euch an meinen Taten, die einmalig sind und die es auch bleiben werden. Ich, der ich die Großen Alten habe zurückschlagen können, bin wieder dabei, die absolute Macht zu erlangen, denn auf mich allein kommt es an. Wer sich mir anvertraut, wird nicht enttäuscht sein, denn ich gebe ihm das, was er sich wünscht. Meine Pläne sind gewaltig, und sie werden noch gewaltiger werden, je mehr Zeit verrinnt. Das alles kann ich euch sagen und versprechen. Deshalb verlaßt die Tiefen der Finsternis und bewundert mein neuestes Werk.«

Die Stimme verhallte.

Sie war wie ein böses Schwingen, das hineinstieß in die Unendlichkeit und irgendwo im Taumel der Zeiten verging. Das Reich des Teufels kannte keine Grenzen. Dimensionen spielten für ihn keine Rolle. Was waren schon Länge, Breite oder Höhe? Nichts, wirklich nichts. Hier wurde mit anderen Gesetzen gerechnet, und auch die Zeit überging der Teufel einfach, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden. Was sollte die Zeit? Für Menschen zählte sie, für ihn nicht. Er war da, man konnte ihn nicht töten, aber, das gestand er sich ein, es gab schwache Punkte bei ihm, und einige Menschen,

unter anderem der Geisterjäger John Sinclair, hatten dies genau erkannt. Der Teufel war schon zu Beginn der Zeiten gezeichnet und abqualifiziert worden. Er besaß die Macht über das Böse, er konnte sie auch einsetzen, und es gelang ihm besonders, die Menschen zu beeinflussen, wenn sie damit begannen, nach den Werten zu streben, die auch der Teufel verteidigte und auf die er sein Reich aufgebaut hatte.

Bei Dämonen oder mächtigen schwarzmagischen Geschöpfen, die ähnliche Pläne verfolgten wie er, sah es schon anders aus. Da gab es starke Grenzen, die ihm den Weg zur absoluten Macht abringen wollten, es aber nicht schafften, so daß Asmodis in der letzten Zeit wieder Oberwasser bekommen hatte.

Unterstützt wurde er dabei von dem absolut Bösen, von dem Wesen, das hinter ihm stand und alles beobachtete.

Es war Luzifer!

Einst ein Engel, hatte er versucht, gottgleich zu sein, doch er war durch das Schwert des Erzengels Michael in die tiefsten Schlünder der Verdammnis gestürzt worden. Mit ihm all die, die auf seiner Seite gestanden hatten, auch Asmodis und Wesen, die man als Frauen bezeichnen konnte und die bereits damals, zu Beginn der Zeiten, ihre Körper verkauft hatten.

Dazu gehörte Lilith, die erste Hure. Eine mächtige Gestalt, das Böse des Weibes verkörpernd, denn sie war in der letzten Zeit aufgetaucht wie Phönix aus der Asche.

Sie und Asmodis verstanden sich, denn beide besaßen einen gemeinsamen Feind. John Sinclair!

Der hatte es tatsächlich gewagt, sich gegen die Hölle zu stellen, und ihm war es auch gelungen, den Geschöpfen der Finsternis einige Niederlagen beizubringen. Immer wieder hatte es der Teufel versucht, aber er war nicht an den Geisterjäger herangekommen, dessen Kreuz ihm einen so großen Schutz gewährte.

Eines zeichnete sämtliche Schwarzblütler aus. Sie gaben nicht auf. Bis zur Vernichtung kämpften sie. Auch Asmodis gehörte dazu, denn er versuchte es immer wieder und hatte auch Teilerfolge errungen, wobei er die Manipulation des sinclairschen Kreuzes hinzählte, obwohl diese von Lilith vorgenommen war.

Ihr war es gelungen, einige noch nicht enthüllte Zeichen auf dem Kreuz einfach verschwinden zu lassen, ohne daß der Geisterjäger etwas hatte dagegen unternehmen können.[\[1\]](#)

Für Asmodis war dies ein gutes Zeichen. Ein Hinweis, daß er es wieder versuchen mußte.

Und er hatte seinen Plan bereits ausgearbeitet, deshalb dieser Schrei nach den Verbündeten, da er allen zeigen und beweisen wollte, was er sich hatte einfallen lassen.

Spektakulär mußte es sein, wie alles, was der Teufel gegen seine Feinde unternahm. Er griff nicht einfach an, nein, er dachte über gewisse Tricks und Kniffe nach und wollte sie immer wieder gegen seine ureigenen Feinde einsetzen.

Satan hatte gerufen, und sie kamen.

Noch stand der Teufel im Mittelpunkt. Der Flammenkranz umhüllte und umloderte ihn wie ein feuriger Mantel, ohne ihn allerdings verbrennen zu können.

Ihm gehorchte das Feuer, er konnte es dirigieren, schließlich sprach man nicht umsonst vom lodernden und verzehrenden Feuer der Hölle, das vom Satan geschaffen worden war.

Die Finsternis riß auf. Es schien so, als hätte man gewaltige Löcher in die Schwärze geschaufelt, und aus ihnen krochen die unheimlichen Gestalten hervor, die der Satan gerufen hatte.

Es waren Wesen und Gestalten, wie sie nur ein krankes Hirn erschaffen konnte. Die Helfer des Satans, Monstren, Bestien, Mutationen. Geflügelte Ungeheuer waren ebenso vertreten wie Geschöpfe mit zehn oder mehr Köpfen und haushohen Körpern.

Schlangenmenschen oder Vampirungeheuer gab es ebenfalls ein Stelldichein, aber auch fischähnliche Gestalten mit reißzahnbewehrten Mäulern, aus denen zusätzlich noch grüne Flammen schossen und die Schwärze mit ihrem fahlen Schein erhellt.

Bilder des Schreckens, alptraumhafte Szenen, wie sie oft von der Welt für verrückt gehaltene Maler auf die Leinwand brachten. Durch den Ruf des Teufels hatte sich das Pandämonium geöffnet und seine Kreaturen entlassen, die um den Herrscher der Hölle einen Kreis gebildet hatten und abwarteten, was ihnen der Satan zu sagen hatte. Wieder begann der Teufel zu lachen, während Feuer aus seinem Maul schoß. »Ihr seid gekommen, meine Freunde, weil ich euch gerufen habe. Ihr habt meine Stimme vernommen, ihr kennt sie, ihr weißt, wer zu euch redet, aber deshalb habe ich euch nicht hergerufen. Es gibt nämlich eine Änderung. Von jetzt an werdet ihr nicht nur auf meine Stimme hören, sondern auf etwas anderes, das ebenso mit mir in Verbindung steht, denn ich allein habe mir das Besondere einfallen lassen.«

Der Teufel wußte, wie man Spannung erzeugte, deshalb behielt er die Ruhe und sprach zunächst nicht weiter.

Sie warteten, und der Satan schaute sie fast alle an. Es waren nicht die gefährlichsten Diener, die der Hölle zur Verfügung standen. Oft genug trog der Schein. Da sahen die Monstren zwar schlimm aus, Menschen würden sich auch zu Tode erschrecken, aber das Böse an sich waren sie nicht. Das war viel subtiler. Man konnte es auch nicht sehen, es ließ sich vergleichen mit einem nicht sichtbaren Atem, der überall vorhanden war und von den Menschen eingesaugt wurde. Manche, die dafür empfänglich waren, blieben auf der Strecke und wurden Diener des Teufels, der ihre Psyche damit auf schlimme Art und Weise verändert hatte. Andere widerstanden dem Hauch des Bösen und veränderten sich nicht.

Wieder andere kämpften dagegen an, aber die waren in der Unterzahl und riskierten oft genug ihr Leben.

Die Großen Alten waren besiegt. Nur mehr einen von ihnen gab es, den gefährlichsten von allen, den Spuk. Aber die anderen fünf hatten es nicht geschafft, sich die Hölle und damit den Teufel Untertan zu machen, was Asmodis natürlich mächtigen Auftrieb gegeben hatte und auch sein Ansehen hatte steigen lassen.

Asmodis stellte sich in den Mittelpunkt des Kreises. Sein Blick veränderte sich, die Flammen sanken zusammen und glitten gleichzeitig auf ihn zu, wobei sie sich sein Gesicht ausgesucht hatten und in seinen Augen verschwanden.

Zurück blieb ein hellrotes, feuriges Leuchten der Pupillen, die sich rasend schnell um die eigene Achse drehten, so daß der Eindruck entstand, als würden sich in den Augenhöhlen der dreieckigen Satansfratze brennende, kleine Wagenräder bewegen.

»Ich habe etwas geschaffen, das einmalig ist«, erklärte der Satan. »Es ist ein Gegenstand, wie ihn die Menschen kennen und ihn verehren. Sie haben über ihn geschrieben, sie haben von ihm gesprochen, denn er gehört zu ihrem täglichen Leben. Künstler beschäftigten sich mit ihm, gaben ihm neue Formen und Größen, aber im Prinzip ist dieser Gegenstand gleichgeblieben. Auch ich habe ihn nicht verändert, nur seine Größe ist wirklich einmalig. Sie übertrifft alles bisher Dagewesene. Niemand außer mir hat ihn bisher gesehen, aber euch will ich ihn zeigen. Schaut her!«

Nach dem letzten Wort bewegte Asmodis den rechten Arm. Die Klauenhand deutete in die Tiefe, und aus ihr jagte etwas hervor, das man als einen breit gefächerten Blitz bezeichnen konnte. Er schlug ein in die Dunkelheit, breitete sich noch stärker aus, so daß er ein gewaltiges Loch in sie riß und alle, auch der Satan, in die Tiefe schauen konnte.

Ein riesiges Oval war entstanden. Groß und breit wie ein Krater,

und der Mittelpunkt strahlte rötliches Licht aus.

Der Teufel und seine herbeigerufenen Begleiter starrten in die Tiefe, aus Augen, die man kaum als solche bezeichnen wollte. Sie alle sahen den Mittelpunkt!

Es war ein Glocke!

So etwas hatte es noch nie gegeben. Von einer immensen Größe und höchstens von den breitesten Armen eines Krans zu umfassen. Die Glocke schwebte im Nichts, und der rötliche Widerschein spiegelte sich auf der mattschwarzen Fläche ihrer Außenhaut.

Ja, sie war schwarz wie die Seele eines Teufelsdieners, und der Satan selbst hatte ihr seinen Atem eingehaucht. Ein gefährliches Instrument, das wußte jedes Monstrum, das auf die Glocke starre und auf weitere Erklärungen seines Herrn und Meisters wartete.

Der Teufel ließ sich Zeit. Er wollte sich an der Überraschung seiner Kreaturen weiden, und seine Lippen verzogen sich zu einem bösen Grinsen in die Breite.

»Das ist sie!« rief er schließlich. »Die Todesglocke!«

Keiner wußte ihm darauf eine Antwort zu geben. Damit hatte Asmodis auch gerechnet, und er begann damit, seinen schrecklichen Zuhörern die Funktion dieser Glocke zu erklären.

»Menschen werden von den Klängen einer Glocke gerufen. Sie sind oft genug für sie Balsam, denn sie holen sie dorthin, wo das angeblich Gute zu Hause ist. Ich aber hasse es, ich will mit diesem Guten nichts zu tun haben. Aber«, er senkte die Stimme und belegte sie gleichzeitig mit einem lauernden Unterton, »da gibt es noch etwas, das ihr euch merken sollt. Wer die Menschheit für sich und seine Pläne gewinnen will, muß versuchen, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Er muß sie ausgeforscht haben, muß sie sehr genau kennen, und ich habe das getan. Ich haßte die Glocke, das gebe ich zu, weil sie etwas verkörpert, das mir zuwider ist. Ich habe auch

überlegt und bin zu dem Entschluß gekommen, daß ich die Glocke umdrehen kann. Wenn sie zu läuten beginnt, weshalb, so frage ich euch, sollen die Menschen nicht auch mir folgen? Diejenigen, die bereits auf meiner Seite stehen, wissen Bescheid. Wenn sie das Läuten der Glocke hören, ist für sie der Zeitpunkt gekommen, um einzugreifen. Diese Glocke läutet den Tod ein, und ich will vor allen Dingen, daß sie den Tod eines Menschen einläutet und ihm zu erkennen gibt, wie gering seine Chancen letztendlich doch sind. Dieser Mensch heißt John Sinclair. Eigentlich ist die Glocke nur für ihn allein gegossen worden. In den Tiefen der Hölle, den Schlünden der Verdammnis, habe ich die Glocke hergestellt. Mein Geist durchweht sie, und das könnt ihr, die ihr die Glocke als erste seht, auch als äußeres Zeichen erkennen. Schaut sehr genau hin!«

Es gab kein Monster, das diesen Befehlen nicht genau nachkam. Sie starrten in die Tiefe, ihre Blicke brannten sich an der schwarzen Außenhaut der Glocke fest, und sie sahen den Beweis, den der Teufel ihnen angekündigt hatte. Sein Bild erschien!

Es war die widerliche, dreieckige Fratze, die sich rotgolden schimmernd auf der Außenhaut abzeichnete. Da war nichts ausgelassen worden. Jede Gesichtsfalte zeichnete sich deutlich ab, und sogar zwei gekrümmte Hörner stachen aus der Stirn. Wenn sich der Teufel zeigte und die Glocke läutete, sollte ein jeder erkennen können, wem sie gehorchte und wer ihr Erbauer gewesen war.

»Sie ist ein Meisterwerk geworden!« lobte sich der Satan selbst. »Ein wahres Kunstwerk, das wird niemand bestreiten. Geschmolzenes Erz, versehen mit meinem Atem und eingehaucht mit der magischen Kraft einer unendlichen Hölle, wird sie ihren finsternen Klang verbreiten und diejenigen zu mir rufen, auf die es mir ankommt. Ich habe lange an dem Plan geknöbelt. Viele wissen Bescheid. Die Hexen sind von meiner Helferin Lilith informiert worden. Selbst die Toten warten auf ihr Läuten, und wir werden

zuschauen, wie ihr Klang das Chaos vorbereitet. Niemand kann sich wehren, denn ich habe sie mit meiner Kraft versehen, und ich werde dafür sorgen, daß sie auch mein Todfeind hört, dieser verfluchte Geisterjäger John Sinclair!« Satans Stimme überschlug sich fast. Jedes Wort strömte den Haß aus, den er empfand, und aus seinem Maul schossen plötzlich lange Feuerzungen, so erregt und überzeugt war er von seiner neuen Tat.

»Tod dem Geisterjäger!« brüllte er.

»Tod... Tod... Tod...!« Die anderen Kreaturen schrien dies ebenfalls und sahen zu, wie der Teufel in Flammen aufging und als glühender Komet in der Unendlichkeit verschwand.

Gleichzeitig nahm die Schwärze wieder zu. Wie ein gewaltiger Vorhang schob sie sich über das Bild und nahm den zahlreichen Monstren die Sicht auf die Todesglocke.

Dafür flimmerte weit im Hintergrund ein anderes Antlitz. Es hob sich wegen seiner unendlich kalten, blauen Farbe nur undeutlich vor dem dunklen Hintergrund ab, und es war nicht drei-, sondern vierdimensional. Ein riesiges Gesicht, das um die Monstren herum einen Kreis bildete. Ein Gesicht, das menschliche Züge aufwies, fast sogar einen engelhaften Ausdruck besaß, aber dennoch eine erschreckende Verachtung und einen kaum zu beschreibenden Hochmut ausstrahlte, so daß ein normaler Mensch fast wahnsinnig geworden wäre. Das Gesicht gehörte zu ihm.

Zu Luzifer.

Denn er überwachte alles...

Es gibt immer wieder Modetrends.

Ob in der Kleidung, im Wohn-Design, in der Musik, eigentlich überall. Und so war es auch nicht verwunderlich, daß auch gewisse Lokale einem Modetrend unterzogen waren.

Plötzlich war ein Schuppen ›in‹.

Das konnte über Nacht geschehen. Irgend jemand hatte eine Idee, doch einmal dort vorbeizuschauen, und dann sprach es sich herum wie ein Lauffeuer. Da muß man hin, das muß man gesehen haben, da kann man den und den treffen, und die Schickeria in so manchen Großstädten sonnte sich darin, vom normalen Volk angestarrt und bewundert zu werden.

Das war in New York ebenso wie in London, Paris oder auch in München, wo dieser Schickeria-Fimmel besondere Blüten trieb. Und so ein Lokal sollte ich besuchen.

Es war ebenfalls über Nacht ›ink‹ geworden, lag in Soho und besaß einen treffenden Namen.

Witch-go-go Übersetzen ließ sich der Name schlecht. Witch bedeutete Hexe. Und Go-Go so etwas wie tanzen oder hüpfen. Dafür hatte ich mich nie interessiert, auch nicht für die Mädchen, die einen Go-Go-Tanz aufführten und ihre Glieder verrenkten, während ein anderer sang. Hexen waren zudem ›ink‹ geworden. Gerade ich konnte davon ein Lied singen, doch die meisten Frauen oder Mädchen, die sich als Hexen bezeichneten, waren harmlos. Einfach nur verrückte Typen, die sich einen Spaß daraus machten, sich zu verkleiden und durch ihr punker-oder rockerhaftes Aussehen andere Leute erschreckten. Es gab auch andere Hexen, echte Teufelsdienerinnen, aber die waren im Vergleich zu den nachgemachtem dünn gesät, obwohl sie mir noch immer zuviel vorhanden waren, denn ich hatte harte Kämpfe gegen sie ausfechten müssen.

Mein Ziel also lag in Soho.

Das wäre nicht weiter tragisch gewesen, hätte mir das verdammte Wetter nicht fast einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ich hatte auf den Hauptstraßen Londons tatsächlich Menschen gesehen, die Skifuhren. Der Januar mit seinen Schnee-und Kälterekorden machte es halt möglich.

Nach einigen Versuchen hatte ich meinen Wagen stehengelassen und

war mit der U-Bahn gefahren, die in London über ein riesiges Schienennetz verfügte. Ausgestiegen war ich am Oxford Circus, und ganz in der Nähe lag auch das von mir ins Auge gefaßte Lokal. Die ›in‹ gewordene Kneipe mit dem wunderlichen Namen lag in dem Dreieck zwischen Oxford und Regent Street, also direkt in der Szene, die an diesem frühen Abend gar nicht so bunt aussah, wie man sie von Soho gewohnt ist.

Selbst den unermüdlichen Touristen war es zu frostig, und die erleuchteten Schaufenster der Geschäfte in den bekannten Straßen wirkten wie leere, kalte Filmkulissen.

Der Schnee war hier zu einem braunen Matsch geworden, der allerdings auf der Oberfläche eine feste Eiskruste zeigte. Unter meinen Schritten zerbrach sie, und ich mußte achtgeben, nicht auf die Nase zu fallen. Die Leute, die mir entgegenkamen, waren verummt und wirkten mit ihren hohen Fellmützen oder Ohrenschützern wie finstere Gestalten aus einem utopischen Film. Nur die Atemwolken zeigten mir an, daß ich es mit Menschen zu tun hatte und nicht mit Zombies.

Zwei Mädchen überholten mich. Sie hatten helle Kunststoffpelze um ihre Körper geschlungen, sich eingehakt, lachten und spielten dabei mit ihren langen, fast bis zum Boden reichenden Schals.

Ich hatte Gesprächsfetzen von ihnen aufgefangen und festgestellt, daß wir drei das gleiche Ziel besaßen. Obwohl ich das Lokal noch nicht kannte, hatte ich das Gefühl, wenn ich einmal da war, ein Außenseiter zu sein. Ich gehörte nicht zur Schickeria und war auch kein Trendsetter. Obwohl die Straße schneeglatt war, gab es immer Leute, die auf ihr Auto nicht verzichten wollten. Die Wagen krochen an mir vorbei. Ihre Scheinwerfer wirkten unnatürlich blaß, und auf manchen Fahrzeugen lagen dicke Schneehauben. Ich sah auch Eiszapfen an Fensterbänken. Bars und Sex Shops hielten ihre Türen geschlossen. Soho wirkte wie tot.

Nur die Leuchtreklamen Übergossen den weißbraunen Schnee mit bunten Mustern, die überhaupt nicht in diese Kälte hineinpassen wollten. Sehr weit brauchte ich nicht mehr zu laufen, denn ich sah bereits mein Ziel.

Die Leuchtreklame des Witch-go-go war die farbigste und auch die breiteste, denn sie strahlte über die Straße hinweg, wo sie sich auf der anderen Seite mit den dort zuckenden Reklamen vermischt. Vor dem Schuppen war trotz der Kälte einiges los. Viele Besucher waren mit fahrbaren Untersätzen erschienen, wobei die Zweiräder überwogen. Die heißen Öfen waren auf dem Gehsteig geparkt worden und bekamen allmählich eine Schicht aus Rauhreif verpaßt.

Ich sah auch die beiden Mädchen wieder. Sie waren bereits von zwei farbigen jungen Männern erwartet worden und betraten soeben das Lokal. Ich blieb noch davor stehen und schaute an der Fassade hoch. Es war ein altes Haus, in dem das Lokal eingerichtet worden war. Ein breiter Eingang aus zwei Türhälften zeigte ein verzerrtes Hexengesicht von giftgrüner Farbe. Wenn jemand die Tür aufstieß, wurde das Gesicht geteilt, so daß nur mehr eine Hälfte zu erkennen war. Über der Tür und noch unter der Reklame, sah ich drei Öffnungen in der Wand, aus der verschiedenfarbige Nebelwolken drangen, die sich in der kalten Winterluft verteilten und auch miteinander vermischten. Einige Motorräder waren besetzt. Die Typen trugen Lederkleidung. Schwarz, braun, rot und grün. Bestückt mit Metallnieten, allerlei Orden, Abzeichen und Buttoms. Alte Armeemützen oder Stahlhelme bedeckten die Köpfe der noch jungen Leute, und die Blicke, mit denen sie mich musterten, gefielen mir nicht. Sie waren aggressiv und abschätzend. Ich gab ihnen keine Veranlassung, irgendwelchen Trouble zu machen und wisch dem Sichtkontakt aus. Zwei Schritte brachten mich zum Eingang hin, deren rechte Türhälfte von innen aufgezogen wurde, so daß ich mich nicht erst zu bemühen brauchte.

Ein Mädchen verließ das Lokal. Den Schal wickelte es sich dreimal um den Hals. Er besaß eine tiefrote Farbe und sah aus, als wäre Blut festgefroren.

Der Kälte folgte die Hitze. Sie war unnatürlich, stickig und auch qualmig. Schrille Musik erreichte meine Ohren schon in dem großen Vorraum, wo sich die Besucher ballten und von drehenden, bunten Lampen farbig bestrahlt wurden.

Hier befand sich noch nicht das eigentliche Lokal, mehr ein Vortreff, wo man redete, sich hin und wieder tänzerisch bewegte oder Gäste auf Rollschuhen oder Skateboards ihre Runden drehten. Es war eine bunte, sehr junge Gesellschaft, in die ich nicht hineinpaßte. Ich hatte den Reißverschluß meiner von innen gefütterten Lederjacke nach unten gezogen. Den dicken gelben Pullover, den ich trug, hatte mir Sheila Conolly zu Weihnachten geschenkt. Für draußen war er gut. In dieser stickigen Wärme aber begann ich zu schwitzen. Irgendwo mußte es den Eingang in das eigentliche Lokal geben. Sehen konnte ich ihn nicht, aber ich entdeckte eine Gruppe junger Leute, die in eine bestimmte Richtung strömte.

Daran hielt ich mich.

Die Gäste verschwanden um eine Ecke, fanden sich in einem Gang wieder, an dessen Ende ein rundbogenförmiger Durchbruch in das eigentliche Lokal führte.

Über dem Eingang glänzte in roten Leuchtbuchstaben das Wort HELL. Es bedeutete nichts anderes als Hölle, und die Hölle wurde in dem Lokal imitiert.

Für mich war es eine Lichthölle aus zuckenden, tanzenden, kreisenden und bizarren Laserstrahlen, die von einem gewaltigen Impulsgeber in den Raum geschleudert wurden.

Zwei Rollerboys huschten aus dem Eingang. Sie trugen knallgelbe Helme. Ellbogen und Knie waren mit gepolsterten Schonern bedeckt.

Man konnte ihre Fahrt als rücksichtslos bezeichnen. Ich mußte mich mit einem Sprung zur Wand retten.

Die Gruppe vor mir war schon in der ›Hölle‹ verschwunden. Ich folgte langsamer und wurde bereits dicht hinter der Schwelle von der blitzenden Lichtfülle geblendet. Für einen Moment mußte ich stehenbleiben, denn ich hatte tatsächlich das Gefühl, in eine andere Welt gekommen zu sein. Da bewegte sich jeder. Die fetzige Musik dröhnte durch die Halle, und ich hatte das Gefühl, auf einem schwankenden Boden zu stehen, der sich erst allmählich glättete. Dann ging ich vor und versuchte gleichzeitig, mich zu orientieren. Rechts von mir ballten sich im bunten Lichtermeer und unter einer gewaltigen Rauchwolke die Tänzer. Mädchen und Jungen drehten sich unter den Klängen der heißen Rhythmen. Es war eine Mischung zwischen Rock und Breakdance. Regelrechte Künstler sah ich unter den Tänzern, die ihre Figuren auf dem Boden vorführten, wie Gummipuppen wieder in die Höhe schnellten, zusammenfielen, sich auf dem Kopf drehten, so daß das Spiel wieder von vorne begann.

Hier konnte man sich austoben. Hier wurde auch der beklatscht, der während des Tages nur frustrierende Niederlagen einstecken mußte. So schaffte er es, sich abzureagieren und Anerkennung zu finden. Es waren verrückte Gestalten darunter. Alle Haarfarben sah ich. Vom strahlenden Weiß über ein Rostrot bis hin zum poppigen Grün. Oft hatten sich die jungen Gäste ihre Gesichter wie dämonische Masken geschminkt. Farbstriche, Kreise oder nur bleicher Puder gaben ihnen ein unwirkliches Aussehen. Hinzu kam noch das farbige Licht, so daß die Tänzer wie Gestalten aus einem psychedelischen Alptraum aussahen. Sie paßten in diese Hölle aus Musik und Licht.

Ich schob mich weiter. In der linken Hälfte des großen Raumes sah ich das, was ich gesucht hatte.

Die große Bar. Wie ein breites Hufeisen war sie aufgebaut worden. In ihrer Nähe entdeckte ich kleine Nischen, die mit Tischen und

Stühlen ausgefüllt waren.

Die Musik war in Barnähe nicht so laut, so daß man sich dort unterhalten konnte.

Ich suchte nach einem freien Hocker und fand ihn in der linken Ecke. Mit grünem Stoff waren die Hocker bespannt. Meiner zeigte Brandflecken. Ich pustete die Zigarettenasche weg und ließ mich nieder. In der Nähe hing eine Lampe, die mich störte. Ich drückte den grünen Schirm zur Seite und wunderte mich, daß er in der Stellung blieb und die Lampe nicht mehr zurück schwang. Der Ort, an dem ich saß, war gar nicht mal so schlecht gewählt. Ich hatte von hier einen guten Überblick und konnte fast die gesamte Bar mit meinen Blicken erfassen. Eine Stelle war freigelassen worden, weil die Serviererinnen von dort die Getränke holten. Es waren Mädchen auf Rollschuhen, die schwarze Trikots und rote Netzstrümpfe trugen und auf dem Kopf eine hochgeschobene Hexenmaske. Die Gesichter waren frei. Jedes Mädchen war mit einer anderen Maske ausstaffiert worden, und ich fragte mich, was dieser Mummerschanz eigentlich sollte.

Hinter der Bar bedienten fünf Leute. Drei Mädchen und zwei Knaben. Sie waren nicht uniformiert gekleidet, sondern trugen Sachen, die sie auch auf der Straße hätten anziehen können.

»Was willst du trinken?« wurde ich gefragt.

»Einen Whisky. Scotch.«

»Jawohl, Sir.«

Die Kleine war schnell. Innerhalb der nächsten Sekunden stand das Glas vor mir. Das Mädchen wollte auch kassieren, ich gab ihr das Geld und hielt gleichzeitig ihre Handgelenk fest.

Überrascht schaute sie mich an und hörte meine Frage. »Wo kann ich Gwendolyn finden?«

»Gwen?«

»Ja.«

»Was willst du denn von ihr?«

»Ich bin mit ihr verabredet. Sie hat mich herbestellt.«

»Aber sie hat zu tun.«

»Wieso?«

Das Mädchen von der Bar hob die Schultern. Erst jetzt fiel mir auf, daß sie unter der dünnen Bluse nichts trug. »Ich weiß nicht. Gwen muß bedienen. Manchmal tanzt sie auch...«

»Sie wird ja wohl für ein paar Minuten Zeit finden.«

»Ja, sie hat gleich Pause.«

»Wann?«

»In zehn Minuten.«

»Gut, dann warte ich währenddessen.« Ich erntete noch einen mißtrauischen Blick.

»Und sie weiß wirklich Bescheid, daß du sie sprechen willst?«

»Du kannst sie fragen.«

»Okay, das mache ich. Aber wenn du versuchst, sie auf diese Art anzumachen, bekommt dir das nicht. Uns sind nämlich eure Tricks alle bekannt, weißt du.«

»Klar.« Ich mußte lächeln, weil die andere alles dramatisierte. Der erste Schluck rann durch meine Kehle.

Mir schmeckte der Whisky gut. Ich zündete mir eine Zigarette an, setzte mich bequemer hin und dachte darüber nach, weshalb ich überhaupt in diesem Lokal hockte.

Der Grund war mir selbst unbekannt.

Diese Gwendolyn kannte ich auch nicht. Ich hatte nur eine Nachricht bekommen, daß sie mich sprechen wollte. Angeblich war es sehr wichtig. Auch sollte ich allein kommen, denn zwei Männer, die schon älter waren als die übrigen Gäste, würden auffallen.

Also war ich allein losgezogen und saß nun in dieser künstlichen Hölle aus Musik und zuckendem Laserlicht. Durch den dichten Rauchschleier sah ich die Gäste an der Bar nur undeutlich. Sie alle

aber paßten einfach hierher, waren ebenfalls ein wenig verrückt angezogen, und neben mir saß ein höchstens achtzehnjähriger junger Mann, der sich seine Fingernägel mit schwarzem Lack überpinselt hatte. Er besaß die dunkle Haut eines Mischlings, trug eine Pudelmütze auf dem Kopf und eine weiße Lederweste ohne Ärmel auf dem nackten Oberkörper. Zweimal hatte er sich gedreht und mich kurz angeschaut. Beim drittenmal schaute er länger hin.

Ich lächelte.

»Was willst du denn hier, Alter?«

»Ich warte.«

Seine Augen waren dunkel. Jetzt zogen sie sich zusammen. »Auf junges Fleisch, wie?«

»Kann sein.«

Er lachte knapp auf. »Verschwinde lieber. Wenn das die Zombies merken, machen sie dich fertig.«

Ich ließ mein Glas wieder sinken. »Zombies?« fragte ich nach.
»Was soll das bedeuten?«

Er drehte sich um. Sein Gesicht geriet dabei in den Schein der Thekenleuchte und wurde zur Hälfte grün angestrahlt. »Weißt du das etwa nicht?« fragte er.

»Nein.«

»Dann geh lieber jetzt. Die Zombies und die Hexen passen hier auf, verstehst du? Sie sind die Wächter. Hier darf nur jemand rein, der ihnen auch paßt.«

»Ich bin reingekommen.«

»Dann werden sie dich noch nicht gesehen haben.«

»Möglich.« Ich nickte. »Wie schauen sie denn aus, deine Zombies?«

Die Augen im Gesicht des Mischlings wurden groß. Ich sah sogar die Gänsehaut und hörte seine Antwort, wobei er die Stimme zu einem Flüstern gesenkt hatte. »Hast du schon Leichen gesehen,

Mann?«

»Ja, die meiner Großmutter.«

»Du nimmst mich nicht ernst.« Er schlug mit der Faust neben mein Glas.

»Ich meine Leichen, die lange in der Erde gelegen haben. Da sind sie aufgedunsen, stockig und stinken.« Er zeichnete die Umrisse eines Menschen mit den Händen nach. An jedem Finger trug er einen Ring nach einer anderen Farbe.

»Die kenne ich wirklich nicht«, sagte ich. »Dann müssen sie hier aber gut geschminkt sein.«

»Weiß man das?«

»Wieso?«

»Sie können auch echt sein. Das hier ist die Hölle, Bruder, die Hölle.« Er rutschte vom Hocker, nickte mir zu, streckte dabei die Zunge raus und verschwand mit ruckartigen Bewegungen in Richtung Tanzfläche. Kopfschüttelnd schaute ich ihm nach. Mein Lächeln wollte mir nicht so recht gelingen, denn leider hatte ich schon oft genug mit lebenden Leichen, sprich Zombies, zu tun gehabt.

Der Hocker neben mir blieb nicht lange frei. Ein Mädchen schob sich herbei und nahm Platz.

»Ich bin Gwen«, hörte ich die Stimme.

Jetzt schaute ich genauer hin, denn die Kleine war es wirklich wert, angesehen zu werden. Unter dem dünnen, schwarzen Trikot zeichneten sich gut gewachsene Formen ab, und der hauchzarte Stoff der Netzstrümpfe umspannte lange Beine mit ideal gewölbten Oberschenkeln. Bei vielen Frauen oder Mädchen wirkt so eine oder ähnliche Kleidung gewöhnlich, das war bei Gwendolyn nicht der Fall. Die Maske hatte sie abgenommen. Sie lag auf ihren Oberschenkeln, und zwar mit dem Gesichtsteil nach unten.

Das Mädchen war noch ein wenig außer Atem. Einen ruhigen Job hatten sie hier nicht. Bei den gefüllten Hallen mußten sich die Frauen

sehr sputen, um die Gäste bedienen zu können.

Das blonde Haar trug Gwen nicht nur kurz, es war auch hochtoupiert worden. In ihrem runden Gesicht fiel besonders der große Mund auf, dessen Lippen einen graugrünen Lack zeigten. Wahrscheinlich sollte er zur Maske passen.

»Ich bin John Sinclair«, sagte ich.

»Der Geisterjäger?«

»Ja.«

Sie lächelte. »Dann bin ich irgendwie beruhigt.«

Ich wollte nicht gerade mit der Tür ins Haus fallen und erkundigte mich, ob sie etwas trinken wollte.

»Ja, einen Campari mit einem Schuß Orangensaft.«

Den bestellte ich. Die Bedienung hinter der Theke warf ihrer Kollegin einen prüfenden Blick zu, sagte aber nichts. Wahrscheinlich schien Gwens freiwilliges Kommen sie davon überzeugt zu haben, daß ich tatsächlich mit ihr verabredet gewesen war.

Das Mädchen bekam das Getränk, nahm das Glas, trank ein paar Schlucke und schaute mich über den Rand des Gefäßes hinweg an, als ich das Geld für das Getränk auf den Tisch legte. Fast leer stellte sie das Glas wieder zurück. »Das hat gutgetan«, flüsterte sie.

Ich lächelte. »Verdammtd anstrengend, der Job.«

»Können Sie wohl sagen.«

»Machen Sie das schon lange?«

»Drei Monate.« Sie rutschte auf dem Hocker in eine bequemere Haltung und fragte nach einer Zigarette.

Ich gab ihr ein Stäbchen und zündete mir ebenfalls eines an. Nachdem wir den ersten Rauch ausgestoßen hatten, kam ich allmählich zum Thema. »So, meine Liebe, aus Spaß haben Sie mich ja nicht herbestellt, nicht wahr?«

»Nein, John, das können Sie wohl sagen.« Diese Antwort klang sehr ernst.

»Um was geht es?«

Eine direkte Antwort bekam ich nicht. Das Mädchen schaute mich nur an und verengte ein wenig die Augen. »Sie wissen ja, wie dieses Lokal heißt, John?«

»Ja, das ist mir bekannt.«

»Nicht umsonst hat man es so genannt. Es geht«, sie senkte ihre Stimme, »eigentlich um Hexen.«

»Um echte?«

»Ich glaube ja.«

Sehr nachdenklich blies ich den Rauch gegen die Decke. »Glauben heißt nicht wissen. Wenn ich mir Sie so anschau, kann ich Sie mir schlecht als Hexe vorstellen.«

Sie lachte unecht. »Nein, ich laufe auch hier nur so mit, aber ich habe etwas gesehen, das mich an meinem Verstand zweifeln läßt.«

»Und was?«

Gwen schaute zu Boden. »Es ist verdammt schwer, wenn ich Ihnen das alles sagen soll. Sie werden mir bestimmt kaum glauben, aber es gibt Dinge, die nicht in den normalen Rahmen passen. Hier sind Leute, die drehen einfach durch.«

»Das tun viele.«

»Ja, schon, ich kenne auch die Typen, die jeden Spaß mitmachen. Die Trendsetter, die nur das kennen, was heute ›in‹ und morgen ›out‹ ist, und ich habe über Sie gelesen, daß Sie sich mit den Dingen beschäftigen, die ins Okkulte gehen.«

»Na ja, so kann man es sehen.«

»Stimmt es nicht?«

»Doch, schon.«

»Dann bin ich zufrieden.« Sie drückte die Zigarette aus. »Ich bin sowieso froh, daß Sie mich noch nicht ausgelacht oder als Lügnerin abqualifiziert haben.«

»Wie käme ich dazu?«

»Andere würden mich für verrückt halten, weil ich davon überzeugt bin, daß es hier Personen gibt, die sich für Hexen halten, die auch den Teufel huldigen, und die auf das große Zeichen warten.«

»Und das wäre?«

»Sie haben von einer Glocke geredet. Von einem unheimlichen Läuten, das irgendwann ertönen wird. Wissen Sie, John, das ist keine normale Glocke oder soll jedenfalls keine sein. Das ist eine Glocke, die ebenso reagiert wie eine Kirchenglocke, nur in umgekehrter Richtung, wenn Sie verstehen.«

»Nein, noch nicht.«

»Ist doch klar. Wenn die Glocke läutet, sollen die Toten erweckt werden, die Zombies werden kommen, die Hexen die Macht übernehmen und die Stadt in ein Chaos verwandeln.«

»Das wissen Sie alles?«

»Ja.«

»Woher?«

»Man hat davon gesprochen.«

»Die Hexen hier?«

»Auch. Aber nicht nur sie. Die Zombies stehen ebenfalls auf ihrer Seite.«

»Moment«, unterbrach ich sie. »Das sind doch die Jugendlichen, die sich so nennen.«

»Richtig. Keine echten lebenden Leichen, aber Typen, die sich den Anstrich geben, ein Zombie zu sein. Sie und die Hexen jedenfalls haben eine Kultfigur, die sie gewissermaßen anbeten und die erwachen soll, wenn die Glocke läutet. Dann beginnt es gewissermaßen.«

»Wissen Sie, wie die Kultfigur heißt und wo sie sich verborgen hält?«

»Es ist eine alte Indianer-Mumie oder ein alter Toter. Genaues

weiß ich nicht. Sie nennen ihn Magic Man und schwören ihm allein die Treue.«

»Befindet er sich in der Nähe?«

»Das auch.«

»Dann kann ich hin?«

Gwen öffnete den Mund, um zu lachen. Kein Laut drang hervor.

»Sicher, Sie können hin, oder Sie können es einmal versuchen, aber es wird schwer sein.«

»Reden Sie schon!«

»Man hat sich dieses Lokal nicht umsonst ausgesucht, denn es besitzt einen nahezu idealen Zugang zu einem stillgelegten U-Bahn-Schacht, und dort ist ihre Welt. Da unten haben sie den Magic Man versteckt, wie ich hörte. Dort gehen sie sie auch hin und huldigen ihm.«

»Sind Sie ihnen schon einmal nachgeschlichen?« fragte ich.

»Ja, die Hälfte des Weges kenne ich. Weiter hatte ich mich nicht getraut.«

»Und wie kann ich diesen Tunnel erreichen?«

Das Mädchen blickte an der Bar vorbei. »Schauen Sie mal unauffällig dorthin, wo diese Theke zu Ende ist und die zahlreichen Nischen anfangen. Zwischen den beiden größten Nischen existiert eine in die Wand eingebaute, kaum zu erkennende Tür. Dort müssen Sie durch, um die unterirdischen Räume zu erreichen.«

Ich kam noch einmal auf die Zombies zurück und wollte wissen, ob sie anwesend waren.

»Natürlich haben ich sie gesehen. Zwar noch nicht hier im Lokal, aber draußen waren sie.«

»Die Typen in der Lederkleidung?«

»Das sind sie.«

»Und sie verehren diesen Magic Man?«

»Richtig, John. Er ist praktisch ein Bindeglied zwischen ihnen und

dem Teufel. Ich hörte es, als Hexen davon sprachen.«

»Echte Hexen?«

»Nein, meine Kolleginnen. Sie sind fest entschlossen, dem Bösen zu dienen, die einen nennen sich eben Zombies, die anderen Hexen, und beide Parteien warten auf das Läuten, damit sie endlich mit ihrer Herrschaft beginnen können.«

»Das ist natürlich interessant«, sagte ich. »Dann werde ich mir die Sache einmal anschauen, auch wenn Sie...«

»He, Gwen!«

Die Worte waren sehr scharf ausgestoßen worden, so daß Gwendolyn zusammenzuckte und sich auf ihrem Gesicht eine Gänsehaut bildete. Ich hatte mich schneller umgedreht als sie. Vor mir stand ein dunkelhaariger junger Mann mit Elvis-Haarschnitt. Er schaute uns beide scharf an. Die Hände hatte er in den Seitentaschen seiner roten Samtjacke vergraben.

»Du hast Dienst, Süße!«

Gwen schaute auf die Uhr. Sie erschrak dabei. »Tatsächlich, Zack. Oh, es tut mir leid, aber wir haben die Zeit verplaudert. Ich traf zufällig einen Bekannten und da...«

»Schon gut, geh jetzt.«

Das Mädchen rutschte vom Hocker, warf mir noch einen ängstlichen Blick zu und drückte sich an dem Aufpasser vorbei. Rasch war sie im Gewühl verschwunden. Zack blieb. Er machte es sich bequem, ließ sich auf den freien Hocker nieder und blickte mich lauernd an. »Ist was?« fragte ich.

»Ja, Mister, ich glaube Sie sind hier falsch.«

Das war deutlich genug. Ich sollte also aus dem Lokal verschwinden. Das gleiche hatte ich vorgehabt, nur wollte ich den Zeitpunkt bestimmen.

»Ja, ich bleibe nicht ewig«, erklärte ich. »Aber weshalb wollen Sie mich weghaben?«

»Das ist nichts für Sie.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie meinen Sie das denn?«

»Ganz einfach, Mister. Hier verkehrt ein Publikum, zu dem Sie nicht passen. Gehen Sie in einen Spießer-Pub, das ist besser, und lassen Sie unsere Mädchen in Ruhe.«

»Und wenn ich bleibe?«

»Werden Sie keine Freude daran haben. Es gibt genügend Leute, die mit Ihnen gern Schlittenfahren würden, wenn Sie verstehen. Schönen Abend noch, Mister.« Er rutschte vom Hocker und verschwand im Gewühl, das noch dichter geworden war, denn immer mehr Gäste hatten den Laden betreten und tanzten sich auf engstem Raum fast die Seele aus dem Leib.

Ich blieb auch nicht an der Bar. Die Warnung hatte ich deutlich genug verstanden, nur würde ich mich nicht daran halten. Von Gwen hatte ich einiges erfahren können. Dem Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen wollte ich auf die Spur kommen.

Zu zahlen brauchte ich nicht mehr, und so drückte ich mich langsam zurück. Ich geriet dabei an den Rand der Tanzfläche und beobachtete scharf. Diesen Zack sah ich nicht. Wahrscheinlich war auch er im Gewühl verschwunden.

Hinzu kam der Qualm unzähliger Zigaretten, der wie ein Schleier über den Köpfen der Gäste lag. Gwendolyn hatte von einer geheimnisvollen Tür erzählt, durch die man in die Londoner Unterwelt gelangen konnte. Die Tür wollte ich finden.

So unauffällig wie möglich schob ich mich auf die Sitznischen zu. Ich nahm dabei fast in jeder Sekunde einen neuen Eindruck auf. Tänzer und Rollschuhfahrer huschten an mir vorbei wie Schatten. Ich sah in grell gemalte Gesichter, schaute in regelrechte Fratzen, entdeckte bunte Haare auf den Köpfen, verrückte Schnitte, dunkle, bemalte Lippen, manchmal auch Masken und vernahm auch Schreie, wenn die Gestalten zu einer besonders wild aussehenden Bewegung

ausholten. Allmählich hatte ich mich daran gewöhnt. Die zumeist noch jungen Besucher waren harmlos. Sie tobten sich hier nur aus und schleuderten den Frust der vergangenen Stunden oder Tage von sich. Gefährlicher erschienen mir da schon diese Typen, die sich Zombies nannten. Keine echten, aber welche, die mit dem Teufel paktieren wollten, wenn ich Gwens Worten Glauben schenken durfte. Ich war inzwischen in die Nähe der Nischen geraten. Sie alle lagen versteckt und waren auch besetzt, denn in ihnen drängten sich die zahlreichen Paare.

Die Mädchen der Bedienung hatten alle Hände voll zu tun. Ich suchte nach der blonden Gwen, konnte sie in dem Gewühl leider nicht entdecken und wollte auch keinen fragen, damit ich nicht noch mehr Mißtrauen erregte, denn dieser Zack sah mir nicht danach aus, als würde er auf meiner Seite stehen.

Und so ließ ich mich treiben, wurde hin und wieder angerempelt und sah auch einen der Zombies.

Im Qualmdunst entdeckte ich für einen Moment sein schweißnasses Gesicht. Die Züge waren angespannt, die Augen verengt, als wollte er irgend etwas suchen.

Ich wußte nicht, ob man die Zombies über mein Eintreffen informiert hatte, deshalb tauchte ich weg, behielt ihn weiterhin im Auge und stellte fest, daß er sich schneller bewegte. Er ging genau in die Richtung, die mir Gwen angedeutet hatte. Wahrscheinlich wollte er zu dieser bewußten Tür.

Nichts Besseres konnte mir passieren, als daß er mir den Weg wies. Ich heftete mich an seine Fersen und fand einen Gang zwischen zwei Nischen. Sofort blieb ich stehen, denn ich hatte die Rücken mehrerer Zombies erkannt. Sie warteten noch und drängten dann vor. Für einen Moment konnte ich durch einen Spalt zwischen den Menschenleibern sehen und entdeckte meine Informantin.

Obwohl ich nicht hundertprozentig sicher war, sah ich doch, daß

man sie eingekreist hatte.

Als Gefangene!

Durch die Nase holte ich Luft. Gleichzeitig traf mich ein kühler Zug, denn jemand hatte eine Tür geöffnet.

Genau die Tür, die ich auch suchte!

Es waren die Zombies, die durch den Ausgang drängten. Aus den Boxen dröhnte in diesem Augenblick ein wilder, hämmernernder Trommelwirbel, der den Schrei des Mädchens fast übertraf.

Ich hörte ihn nur als kurzen erstickten Laut, sah noch eine heftige Bewegung der Zombies, dann waren sie meinen Blicken entchwunden, und die Tür fiel zu.

Ich aber war Zeuge einer klassischen Entführung geworden!

Es lag auf der Hand, daß ich nicht tatenlos zuschauen konnte, wie die Zombies meine Informantin wegschleppten. Deshalb gab es nur eins für mich. Ich mußte ihnen folgen und versuchen, Gwen aus den Klauen dieser Burschen zu befreien. Den Grund der Entführung wußte ich nicht, ging jedoch davon aus, daß man wahrscheinlich entdeckt hatte, mit wem sie verabredet gewesen und jetzt erfahren wollte, über welches Thema sie mit mir gesprochen hatte.

Bis zum Ausgang waren es nur wenige Schritte. Mich hielt auch niemand auf, und ich hoffte, daß man mich nicht weiterhin beobachtete, so daß ich verschwinden konnte.

Verschlossen war sie nicht. Ich zog sie vorsichtig auf, schaute in ein von trüben Lampen geschaffenes Halbdunkel einer fabrikähnlichen Halle mit zahlreichen Säulen und Stempeln, die die hohe Decke hielten, und sah in der Mitte einen großen Fahrstuhl, der dank seiner breiten Ladefläche in der Lage war, große Lasten zu transportieren.

Den hatten sie wahrscheinlich benutzt.

Ich ging über den löchrigen Steinboden auf den Fahrstuhl zu und

blieb vor dem Gitter stehen. Zwischen den Stäben peilte ich in die Tiefe, ohne etwas erkennen zu können. Nur rumpelnde, dumpfe Geräusche vernahm ich von unten her.

Auf diese Art und Weise waren sie also verschwunden. Ich konnte mir vorstellen, daß der Fahrstuhl dort endete, wo sich auch der Tunnel befand, von dem Gwen gesprochen hatte, und es war natürlich klar, daß ich den gleichen Weg nehmen würde.

Einen Schritt trat ich zurück und suchte nach der Schalttafel. Sie war an einer der stützenden Säulen angebracht worden und besaß nur drei Knöpfe. Der in der Mitte leuchtete rot. Er war für den Notfall gedacht.

Die Geräusche aus der Tiefe hörte ich nicht mehr. Dafür etwas anderes. Ein Schleifen durchbrach die Stille. Es hörte sich an, als versuchte jemand, sich nahe an mich heranzuschleichen.

Ich kreiselte herum.

Zwei Zombies standen vor mir und grinsten wie die Teufel!

In der Halle war es kalt. Atemfahnen wehten. Beide trugen weiche Lederkleidung, die mit zahlreichen Abzeichen verziert war. Ihre Gesichter waren bleich geschminkt. Und sie hatten ihre Augenbrauen mit roten Strichen nachgezogen. Einer von ihnen trug eine Pudelmütze, der andere als Frisur einen grün gefärbten Irokesenkamm. Das alles war nicht weiter tragisch. Ich schielte mehr auf ihre Waffen, denn die sahen mir verdammt gefährlich aus. Der Kerl mit der Pudelmütze trug zwei Stöcke, die durch eine Kette miteinander verbunden waren. Er hatte die Arme ausgebreitet, so daß die Kette gespannt war und sich nicht durch ihr Rasseln hätte verraten können. Breitbeinig stand er da. In seinen Augen leuchtete die wilde Entschlossenheit, mich, den anderen und Feind, niederzuknüppeln. Auch der zweite war bewaffnet. Mit angespitzten Schraubenziehern die genau in meine Richtung wiesen. Diese

verdammte Waffe war in den Gefängnissen entwickelt worden, denn Messer waren dort rar. Auf das Konto dieser Waffen gingen zahlreiche Morde, deshalb unterschätzte ich die zweckentfremdeten Schraubenzieher keineswegs.

»Ja«, sagte der Pudelmützenmann. »Darauf haben wir gewartet. Wir wußten, daß du Hund uns in die Suppe spucken wolltest. So wie du kann nur ein Bulle aussehen.«

»Das bin ich auch«, gab ich zu.

»Und ein besonderer«, meinte der Irokesen.

»Sogar ein Geisterjäger«, präzisierte sein Freund. Sie wußten also Bescheid. Nun ja, dann konnte ich mich auf einen harten Strauß gefaßt machen. Vielleicht hatte Gwen es ihnen unter Druck verraten, sie konnten die Information allerdings auch aus einer anderen Quelle erhalten haben.

Diese Typen waren jedenfalls gewillt, mich nicht in den Fahrstuhl einsteigen zu lassen. Und wenn, dann nur als Toten. Auf lange Diskussionen wollte ich mich erst gar nicht einlassen. Diese Burschen waren brandgefährlich, und ich dachte darüber nach, wie sie wohl schauen würden, wenn ich sie in die Mündung der Beretta blicken ließ. Blitzschnell zog ich die Waffe.

So rasch ich auch war, der Kettenmann war schneller. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Ich konnte zwar noch zurückspringen, trotzdem erwischte er mich.

Zum Glück nicht am Arm oder am Körper, er drosch genau gegen die Beretta, die ich nicht mehr halten konnte und fallen lassen mußte. Vor meinen Füßen landete sie. Das trockene Geräusch des Aufschlags vermischtete sich mit dem Lachen des Kerls, der sofort wieder angriff. Diesmal sollte der lange Holzgriff meine Stirn treffen. Ich konnte wegtauchen, schleuderte mich hinter eine Säule und hörte es klatschen, als der Stock gegen das Mauerwerk schlug. In den Laut mischte sich noch der Fluch des Schlägers.

Und auch der andere kam. Ob er Tänzer von Beruf war, wußte ich nicht, er bewegte sich jedenfalls so und war sehr grschmeidig. Ich hatte vor seinen vorzuckenden Armen Angst. Noch wollte er mich nicht aufspießen, sondern zog die Waffen immer wieder gedankenschnell zurück.

»Komm her!« rief er seinem Kumpan zu.

Ich startete.

Zum Glück besaß ich einen guten Lehrmeister. Mein Freund Suko hatte mir so manchen Karatetrick beigebracht. Einen davon wandte ich nun an. Ich stieß mit dem Fuß zu, traf den rechten Arm des Mannes, die Schulter und einen Teil seines Kopfs, der nach hinten gerissen wurde. Der Kerl fing an zu schreien und hielt sich das Ohr. Sein Gesicht verzerrte sich dabei vor Wut.

Ich setzte nicht nach, sondern fiel zusammen und stieß den rechten Ann in die Höhe.

Das war genau richtig, denn die Kette wickelte sich nicht um meinen Hals, sondern umschlang den Arm und hakte sich fest. Sofort zog ich. Damit hatte der andere nicht gerechnet.

Die Freunde würden sich wundern. So leicht war ich nicht kleinzu kriegen.

Er kam mir entgegengetorkelt, wollte seine Waffe nicht loslassen und lief voll in meinen linken Schwinger.

Ich hörte ihn schreien. Mit den Armen schlug er um sich und torkelte zurück. Beide Hände hielt er gegen sein Gesicht gepreßt, wo ihn mein Konter getroffen hatte.

Ich besaß nun seine Waffe. Erst jetzt merkte ich, wie sehr mir der Arm schmerzte. Hätte ich nicht meine dicke Lederjacke getragen, wäre der Stoff in Fetzen gegangen.

Der Tänzer schnellte hoch. Keine seiner beiden Waffen hatte er aus den Händen gegeben. Er schrie mir Schimpfworte entgegen, die echoartig durch die Halle dröhnten.

In seine wilde Fluchkanonade hinein schleuderte ich das Kettenholz. Er wich aus. Der lange Griff wirbelte an ihm vorbei, und im nächsten Augenblick flog er mit stoßbereiten »Messern« auf mich zu. Ich hechtete zu Boden. Mit der Schulter prallte ich auf, rollte mich herum, hörte die trampelnden Schritte des andern und das wilde Heulen seines Kumpans.

Die Kette kam mir zugute. Als sich der Typ mit den Schraubenziehern wieder umdrehte, schleuderte ich das zweite Holz so vor, daß es die Schienbeine meines Gegners treffen konnte.

Gebrochen wurde nichts, aber ich vernahm einen dumpfen Laut, in den der gepeinigte Schrei des anderen hineinklang. Er wankte, dachte nicht mehr an seine »Messer«, und ich nutzte die Möglichkeit. Bevor er sich wieder erholen und auf mich konzentrieren konnte, hatte ihn meine Handkante voll erwischt.

Dicht vor meinen Augen drehte er sich, blickte mich schon glasig an und brach in die Knie.

Das war geschafft.

Aber der zweite wollte weitermachen. Er kam ein wenig wankend. Aus seiner Nase rann Blut. Es vermischtete sich mit dem Puder auf der Gesichtshaut und hinterließ dort ein verschmiertes rotweißes Muster, so daß er fast wie ein Zirkusclown aussah.

Er war wohl der große Waffennarr innerhalb der Zombierunde, denn er hatte einen unterarmlangen Gummiknüppel gezogen, der in der oberen Hälfte mit Stahl verstärkt war.

Die Dinger glänzten böse. Bisher hatte ich Glück gehabt. Das wollte ich nicht weiter strapazieren und entschloß mich für die einfachste Lösung. Ich lief zur Seite und gelangte dorthin, wo meine Beretta am Boden lag. Schnell hob ich sie hoch. Diesmal griff mich niemand an, so daß der andere in die Mündung schauen konnte.

»Weg mit dem Ding!« fuhr ich ihn an.

Für einen Moment blieb er steif stehen. Seine Mundwinkel zuckten,

auch die Haut auf seinen Wangen bewegte sich. Dann nickte er sehr langsam und öffnete die rechte Faust.

Die Waffe fiel. Mir lag sie noch zu dicht bei ihm, deshalb befahl ich ihm, sie wegzukicken.

Auch das tat er. In einer für ihn unerreichbaren Entfernung blieb sie liegen, und ich konnte aufatmen. Die Spannung ließ zwangsläufig nach, aber ich spürte, daß auch die Auseinandersetzung nicht spurlos an mir vorübergegangen war. Zwar bekam ich kein Nervenflattern, doch mein rechter Arm schmerzte, und ich spürte das Ziehen bis in die Höhe der Schultern.

Ich ging noch näher und ließ es auch zu, daß er Blut aus seinem Gesicht wischte. »Verdammt, Bulle!« keuchte er dabei. »Das wird dir noch leid tun. Du überstehst das nicht. Wir werden dich fertigmachen, wir werden dich zertreten...«

»Langsam, langsam«, schwächte ich ab. »Noch ist es nicht soweit. Und du bist nicht daran beteiligt.«

»Wir werden sehen.«

»Klar, werden wir das. Ich aber will nicht sehen, sondern hören. Also, spuck's aus. Was wird hier gespielt?«

Trotz seiner Verletzung grinste er. Wahrscheinlich wollte er mir demonstrieren, welch ein harter Bursche er doch war, und er schüttelte sogar den Kopf.

»Du willst nicht reden?«

»Nein.«

»Was habt ihr mit dem Mädchen vor?«

Seine Hand sank wieder nach unten. Der Rücken war blutverschmiert. Er bewegte die Finger wie ein Revolverheld kurz vor dem entscheidenden Waffenzug. »Nichts, Sinclair, nichts, das dich interessieren könnte. Du bekommst aus mir nichts raus. Wenn du willst, kannst du mir auch die Zunge aus dem Hals schneiden. Ich sage nichts.«

»Ist deine Angst so groß?«

»Im Gegenteil. Ich werde gewinnen.«

Hätte er mir und einem Verhörpsychologen in meinem Büro gegenüber gesessen, wäre vielleicht etwas zu retten gewesen. Mit viel Geduld, Tricks und Zeit bekam man immer einige Aussagen. Leider hatte ich die Zeit nicht, deshalb blieb mir nichts anderes übrig, als ihn auszuschalten. Ich sah noch das Erschrecken auf seinen Zügen, als ich dicht vor ihm auftauchte, dann jagte mein rechter Arm nach unten, und mit ihm auch die Beretta. Es war ein Volltreffer.

Wie schon der erste Zombie verdrehte auch dieser die Augen und fiel vor meinen Fußspitzen zusammen.

Ich schleifte ihn zu dem anderen und fand bei ihnen genügend Ketten, um beide aneinanderschließen zu können.

Dabei konnte ich sie sogar mit einer der nicht so breiten Säulen verbinden. Aus eigener Kraft würden sie es kaum schaffen, freizukommen.

Mir blieb jetzt noch der Weg nach unten. Ich baute mich vor der Kontaktplatte des Fahrstuhls auf und drückte den Knopf, auf dem der abgebildete Pfeil nach oben zeigte. Hoffentlich merkten die anderen nicht, daß jemand den Fahrstuhl nach oben holte.

Zunächst tat sich nichts. Irgendwann vernahm ich das mir mir bekannte Rumpeln in der Tiefe, das lauter wurde und auch das Gestänge zum Zittern brachte. Wenig später schon erschien der Fahrstuhl in meinem Blickfeld und hielt genau dort an, wo sich das Gitter befand. Dennoch sah es nicht gut für mich aus, da ich keine Tür entdeckte, die ich hätte öffnen können. Das änderte sich schnell. Die Frontseite des Fahrstuhls war gleichzeitig der Einstieg, denn das Gitter schob sich plötzlich in die Höhe, so daß ich das Gefühl bekam, in einen Käfig zu gehen, als ich den Aufzug betrat. Eine Kontaktleiste sah ich hier ebenfalls und vergrub den Knopf mit dem nach unten zeigenden Pfeil unter meinem Finger. Die Plattform des

Aufzugs bebt und schüttelte sich, als hätte sie keine Lust, in die Tiefe zu fahren.

Zuerst fiel das Gitter, langsam rutschte es nach unten, bekam Kontakt mit dem Boden, und im gleichen Augenblick setzte sich der Fahrstuhl in Bewegung. Es ging in die Tiefe.

Ich konnte nicht behaupten, daß mir die Fahrt Freude bereitete. Sie wurde oft genug durch einen kurzen Stillstand unterbrochen, der sich dann wieder ruckartig löste. Ich glitt weiterhin in die Tiefe. Das düstere Licht aus der Halle verschwand allmählich. Ich fuhr hinein in die Finsternis und sah den Dämmer über mir immer blasser werden. Schließlich stand ich im Finstern. Ich befand mich in einem Fahrstuhlschacht und hoffte darauf, daß dieser alte Lift nicht stehenblieb. Zum Glück ging es weiter.

Intervallartig näherte ich mich der Tiefe und auch wieder einer schalen Helligkeit. Sie steigerte sich, so daß ich sie als mattes Licht identifizierte. Endlich stoppte der altersschwache Fahrstuhl. Natürlich wieder mit einem Rattern und Beben. Während der gesamten Fahrzeit hatte ich die Beretta in der Hand behalten und steckte sie auch nicht weg, als sich das Gitter hob und ich den Fahrstuhl verlassen konnte. Ich befand mich in einem Gang. Er lag unter der Erde, wahrscheinlich so tief wie ein U-Bahn-Tunnel.

Alte, brüchige Steine bildeten die Mauern. Feuchtigkeit bedeckte die Mörtelritzen zwischen den Steinen. Da es hier unten sehr kalt war, hatte sich aus dem Wasser teilweise Eis gebildet.

Von den anderen entdeckte ich keinen Schuh. Auch Geräusche vernahm ich nicht, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als in den Gang hineinzutauchen.

Ich verließ mich dabei auf mein Gefühl und wählte die linke Seite, die ich entlangschritt.

Vor meinen Lippen dampfte der Atem. Auch meine Hände wurden kalt. Aber die Handschuhe waren einfach zu dick. Deshalb ließ ich

sie in den Taschen. Hätte ich sie übergestreift, wäre es mir unmöglich gewesen, zu schießen.

Unter meinen Sohlen knirschten Dreck und Mörtel. Ich kam mir vor wie in einem langen Eisgefängnis und blickte die Reihe der trüben Lampen entlang, die an der Decke klebten.

Am Ende dieser Reihe befand sich auch das Ende des Ganges. Hier stoppte ich, denn das Licht der beiden letzten Lampen berührte eine in der Mauer eingebaute Stahltür, die durch den Schein einen gelbroten Glanz bekam. Eine Klinke besaß die Tür ebenfalls. Vorsichtig drückte ich sie nach unten, wobei ein knarrendes Geräusch nicht vermieden werden konnte. Ich zog die Tür so weit auf, daß ich in den dahinterliegenden Tunnel blicken konnte, und stellte sofort fest, daß ich mich tatsächlich in einem stillgelegten Schacht der U-Bahn befand.

Zu erkennen war es an den Gleisen, die über eine mit Schotter bedeckte Strecke führten. Das Metall hatte Rost angesetzt, und innerhalb des Tunnels roch es nach Ruß und blakendem Feuer.

Diesen Geruch kannte ich gut. Pechfackeln verbreiteten ihn. Ich brauchte nur nach links in die Tiefe des Tunnels zu schauen, um erkennen zu können, daß ich mich nicht geirrt hatte. Es brannten tatsächlich Fackeln. Sie steckten nicht in den Wänden, sondern wurden von den nervigen Fäusten der Zombies umklammert, die in Zweierreihen in die Tunneltiefe hineinschritten, die Arme halb erhoben hatten und sich ihren Weg leuchteten.

Die meisten Bandenmitglieder schritten rechts und links der Schienen, so daß sie in der Mitte einen bestimmten Platz gelassen hatten. Der mußte auch sein, denn zwei Zombies schleppten das Mädchen mit sich, das ich unter dem Namen Gwendolyn kannte.

Sie taten dies auf eine Art und Weise, wie man es von Eingeborenen-Stämmen herkennt, die einen Gefangenen zum Opferaltar brachten, um den Göttern ein Geschenk zu machen.

Die Männer hatten ihre Arme hoch über den Köpfen erhoben und die Hände so ausgebreitet, daß der starr liegende Körper des Mädchens Platz auf ihnen finden konnte.

In meinem Innern zog sich etwas zusammen. Ich hatte überschlägig gezählt und war auf die Zahl zehn gekommen.

Zehn Mitglieder aus dieser gefährlichen und bis an die Zähne bewaffneten Bande. Ich stand allein.

War noch Zeit genug, um Hilfe zu holen? Vielleicht, vielleicht auch nicht, denn ich wußte nicht, wie lang der Tunnel noch war und wie weit die Zombies mit ihrer Beute noch laufen würden.

Wenn ich zurücklief, die Kollegen alarmierte, und bis die bei diesem Wetter ihr Ziel erreicht hatten, konnte es längst für das Mädchen zu spät sein. Es war am besten, wenn ich allein die Verfolgung aufnahm, und das tat ich auch.

Über die Schienen oder neben ihnen her ging ich nicht, sondern hielt mich links von ihnen und dabei immer dicht an der Wand. So war die Gefahr, entdeckt zu werden, sehr gering.

Der blakende Fackelschein wies mir immer den Weg. Die Flammen tanzten in der Luft, ihr Widerschein zuckte über die mit Feuchtigkeit, Eis und Schmier überzogenen Wände, während ich die Schritte der Zombies hörte und ich mich selbst sehr leise bewegte.

Zeit verstrich.

Ich hatte auf die Uhr geschaut. Drei Minuten folgte ich dieser Bande schon, dann waren es fünf, schließlich sieben, und auf einmal hatten die andern ihr Ziel erreicht.

Genau erkennen konnte ich es nicht, aber ich sah, daß sie stehengeblieben waren.

Auch ich bewegte mich nicht mehr, preßte mich dicht an die Wand und besaß nun genau den Abstand, um die weiteren Vorgänge beobachten zu können.

Leider bildeten acht dieser Gestalten einen großen Kreis, in den die

beiden Träger hineinschritten, so daß mir die Sicht auf sie und das Mädchen genommen wurde.

Hinzu kam der tanzende Fackelschein, der mich doch stark blendete, da ich genau in die Feuer hineinsehen mußte.

Obwohl sich die Gefahr steigerte, ging ich weiter, um näher an den Schauplatz heranzukommen.

Etwa zwanzig Schritte von meinen Gegnern entfernt stoppte ich. Zudem ging ich noch in die Hocke, da ich stark darauf hoffte, einen Blick durch die freien Räume zwischen den Körpern erhaschen zu können. Das gelang mir tatsächlich, und ich sah auch wieder die beiden Träger mit der blonden Gwendolyn.

Noch lag sie auf den Händen der hocherhobenen Arme. Das änderte sich schnell, als die beiden Träger in die Hocke gingen und das bewußtlose Mädchen diesen Bewegungen automatisch folgte. Still war es geworden.

Man konnte sie schon als tödlich bezeichnen. Hinzu kam die Kälte, die allmählich durch meine Kleidung und in die Knochen kroch, so daß ich anfing zu zittern.

Ich dachte an den von Gwen erwähnten Indianer-Zombie, der Magic Man genannt wurde. Bisher hatte ich ihn nicht zu Gesicht bekommen, wobei ich allerdings davon ausging, daß er sich im Tunnel befinden mußte. Wahrscheinlich dort, wo sich die Kerle zu einem Kreis aufgebaut hatten und warteten.

Wieder zogen sie ihren Ring dichter. So eng, daß sich sogar die einzelnen Flammen der Fackeln berührten und über ihren Köpfen einen feurigen Ring zeichneten.

Mir wurde die Sicht genommen, so daß ich nichts weiter tun konnte, als abzuwarten.

Bisher war es still gewesen. Das änderte sich. Zum erstenmal seit Beginn der Verfolgung hörte ich die jungen Männer sprechen. Und was sie sagten, ließ keinen Zweifel an ihren Absichten aufkommen.

Sie flüsterten nur, aber jedes Flüstern wurde in der Vereinigung der Stimmen zu einem scharfen Brausen, so daß ich die Worte deutlich verstehen konnte.

»Satan! Satan, du Herr der Finsternis hast uns die Glocke der Macht und des Todes versprochen. Laß sie läuten. Laß uns ihren Schall hören, damit ihr Klang es schafft, den unheimlichen und längst verstorbenen Magic Man aus seinem Schlaf zu erwecken. Erhöre unsere Bitten, Satan, denn wir allein sind deine Diener...«

Das waren verdammt gefährliche Worte, und ich spürte, daß ich hier kein Spiel erlebte. Wenn doch, war es ein Spiel mit dem Feuer. Endlich dachte ich daran, die Kette über meinen Kopf zu ziehen, an der das Kreuz hing.

Der Teufel haßte das Kreuz, er kam nicht gegen dessen Kraft an. Wenn ich ihn damit zurückschmettern konnte, war schon viel gewonnen. Als es auf meinem Handteller lag, spürte ich so etwas wie ein Gefühl der Sicherheit. Nur war fraglich, ob die Bandenmitglieder auch auf das Kreuz so reagieren würden wie der Teufel, denn sie waren keine Dämonen, höchstens irregeleitete Menschen.

Aus dem Sprechen wurde ein Rhythmus.

»Satan - Satan - Satan...« So hörte ich die Worte durch den Tunnel hallen, und ich vernahm plötzlich einen gellenden Schrei, der aus der Kehle eines Mädchens stammte.

Das war Gwen!

Ich schoß in die Höhe. Mir war jetzt alles egal, ich wollte sie nur rausholen, als ich mitten in der Bewegung stoppte, denn es war das eingetreten, was sich die »Zombies« gewünscht hatten. Die Glocke begann zu läuten!

Gewollt hatte ich es im Prinzip nicht, weil sich Gwen in großer Gefahr befand. Aber ich konnte nicht anders, blieb stehen und

konzentrierte mich auf das Läuten.

Schon oft in meinem Leben habe ich dieses Geräusch gehört. Zudem mochte ich den Klang der Glocke, ich gehörte nicht zu den Menschen, die ihn als störend empfanden, in diesem Fall allerdings jagte mir ihr Läuten regelrechte Angstschauer über den Rücken.

Ob es an der Enge des Tunnels lag, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls hatte ich noch nie im Leben ein so drohend und dumpf klingendes Geläut vernommen. Jeder Ton schwang wie eine Drohung durch den Tunnel. Ein Zeichen der Angst, ein Beweis für die Existenz des Teufels? Sosehr ich auch schaute, ich konnte die Glocke nirgendwo entdecken. Sie läutete aus dem Unsichtbaren...

Eine kaum zu erklärende Tatsache. Jeder Ton, den sie abgab, kam mir vor wie ein schwarzmagisches Gebet des Teufels.

Ihr Klang erfüllte nach dem dritten, vierten Ton schon den gesamten Tunnel, dessen kahle Wände die Echos produzierten, die sich wiederum mit den neuen Klängen vermischten.

So wurde aus dem Läuten ein ohrenbetäubendes Klingen, Donnern und Dröhnen.

Ein finsternes Versprechen schwarzmagischer Kräfte, das mir durch die Totenglocke mitgeteilt wurde.

Die Gänsehaut auf meinem Körper blieb, und auch die »Zombies« hatten das Läuten der Glocke vernommen. Es war für sie der Ruf!

Sie schrien dabei so laut, daß sie selbst die dumpfen Schläge der Glocke übertönten, und stießen immer wieder ihre Arme in die Luft, so daß die tanzenden Flammen fast die Decke des Tunnels erreichten und wie heißer Höllenatem über die Steine hin wegstrichen. Die Glocke dröhnte weiter.

Ein für mich unsichtbarer Klöppel ließ eine für mich unsichtbare Glocke erklingen. Ein großes Ereignis schien angekündigt zu werden. Noch hatte sich nichts getan, wenigstens hatte ich nichts mitbekommen, da die Zombies mit ihren Körpern den Ring weiterhin

so eng hielten, daß ich durch keine Lücke schauen konnte.

Ich hatte nicht auf die Uhr geschaut, wie lange die Glocke schon läutete. Mir kam es vor wie eine kleine Ewigkeit, und ich überhörte fast, daß sie plötzlich nicht mehr schlug.

Nur mehr die leiser werdenden Echos waren vorhanden. Es wurde still und stiller...

Schon vernahm ich wieder das scharfe Atmen, der jugendlichen Satansdiener. Ihre Arme hatten sie wieder gesenkt. Sie hielten sie nur mehr halbhoch, und auch das Licht der Fackel erreichte nicht mehr die Tunneldecke.

Ich empfand die Ruhe als eine Last.

Noch hielt sie an, auch der letzte Ton war längst verklungen, dann wurde die Stille unterbrochen.

Es war ein gewaltiger Schrei, der aber aus mehreren Kehlen stammte und durch den Tunnel raste.

Und dieser Schrei besaß einen Namen.

»Magic Man!«

Da wußte ich, daß es geschehen war. Durch das Läuten der Glocke mußte diese mir noch fremde Figur erwacht sein, um all ihre Grausamkeit und Kraft auszuspielen.

Die Zombies hatten es geschafft. Welche Rolle Gwendolyn in diesem Fall spielte, konnte ich nicht wissen. Ich rechnete sie jedoch in Lebensgefahr.

Vorhin war ich durch das Läuten der Glocke an einem Eingreifen unterbrochen worden.

Jetzt allerdings nicht mehr.

Ich schnellte hoch und wollte die restliche Distanz überwinden...

Es war kein Wahnsinn, aber doch eine lebensgefährliche Aufgabe, die ich mir vorgenommen hatte. Am eigenen Leib hatte ich oben erfahren müssen, wie gnadenlos diese jungen Menschen reagierten,

wenn sie einen angeblichen Feind erblickten, und ich konnte mir kaum vorstellen, daß die restlichen zehn Personen hier das Gegenteil von dem tun würden.

Obwohl die Distanz nicht besonders groß war, kam ich mir vor wie ein Läufer, der gegen starken Gegenwind ankämpft. Meine Schritte klatschten auf dem Steinboden, sie mußten gehört werden, und ich bekam mit, wie sich die Kerle umdrehten.

Das alles kam mir wie im Zeitlupentempo vor, war aber normal, weil ich mir alles nur einbildete.

Ihre Gesichter waren verzerrt. Die Münder in die Breite gezogen, die Augen verengt oder erschreckt aufgerissen, denn mein Auftauchen hatte sie überrascht.

Aus der Überraschung wurde Haß. Sie stießen sich gegenseitig an und stellten sich so auf, daß sie eine Mauer aus Körpern bildeten. In diese Mauer rannte und warf ich mich voll hinein. Sie war beim ersten Kontakt wie ein federnder Wall. Ich sah die Arme nach unten fahren und wurde vom bösen Gluthauch des Fackelscheins getroffen. Heiß und brennend strich er an meinen Wangen entlang, so daß ich schon Angst bekam, mit flammenden Haaren dazustehen.

Das geschah zum Glück nicht, denn ich setzte auch meine Schultern ein und rammte die Körper so wuchtig wie eben möglich zur Seite. Sie flogen nach links und rechts weg. Ich hatte wieder freie Bahn bekommen, stolperte und warf mich im Lauf zurück, da ich meinen Schritt nur so halten konnte.

Ich stand! Rechts die Beretta, links das Kreuz!

Und ich schaute ihn an!

Er war der Magic Man. Bisher hatte ich ihn noch nicht gesehen und manchmal sogar für eine Erfindung gehalten, mit der anderen Angst gemacht werden sollte.

Dem war nicht so.

Es gab ihn wirklich. Und er war eine Figur wie aus einem

Monsterfilm. Groß, sehr groß sogar. Mich überragte er um eine halbe Kopflänge. Sein Gesicht schien nur mehr aus einer Anhäufung alter Baumrinde zu bestehen, so dunkel, so übereinandergeschoben und so borkig. Sein strähniges Haar wirkte wie verfilzte Wolle, während aus einem Büschel an seinem Kopf eine graue Feder wuchs, die ihn als Indianer kennzeichnete. In dem Gesicht sahen die Augen aus wie Perlen, als Kleidung trug er einen alten lappigen Poncho, unter dem die langen Arme hinwegstachen und sich seine Klauenfinger um den Hals des Mädchens gekrallt hatten.

Hatte er sie erwürgt? Ich schlug zu.

Das Kreuz wollte ich in sein Gesicht hämmern, doch mein nach unten fallender Arm wurde durch eine hinter mir geschickt geworfene Schlinge abgefangen, so daß sich der Schlag auf halbem Weg von selbst stoppte. Ich selbst flog zurück und genau in die auffangbereiten Arme meiner Gegner.

Während ich noch in einer Schräglage hing, bekam ich mit, wie der Magic Man seine Hände vom Hals des jungen Mädchens löste und dafür sein Maul weit öffnete.

Zwei Zähne sah ich nur, aber die waren spitz wie geschliffene Dolche. Vampirhauer!

Der Magic Man war ein Blutsauger aus uralter Zeit, und die Rocker mußten ihn irgendwie ausgegraben oder hergeholt haben. Dieses Wissen ging mir unter die Haut. Und die Gefahr, in der Gwen plötzlich schwebte, ließ in mir gewaltige Kräfte zur Explosion kommen. Die Zombies hatten wohl damit gerechnet, mich sicher zu haben. Sie irrten sich, denn plötzlich riß ich mich mit drehenden Bewegungen von ihnen los und schaffte es auch, den Kerl zu Boden zu reißen, der die verdammte Schlinge hielt.

Er war so überrascht, daß er losließ. Ich sprang zur Seite und wollte mich auf den Magic Man stürzen.

Es war mein Pech, daß ich eine Unebenheit im Boden übersah und

plötzlich stolperte. Mein Schlag, der die Gestalt hatte treffen sollen, erwischte ihn nicht, sondern zischte ins Leere. Ich selbst wurde von der Wucht nach vorn geschleudert und bekam mit, wie sich der Magic Man über Gwendolyn beugte.

Dabei biß er zu!

Mehr sah ich nicht, weil der Boden plötzlich auf mich zukam. Ich hatte einfach zuviel Schwung gehabt. Zum Glück gelang es mir, mich abzustützen und dem Aufprall einen Großteil der Wucht zu nehmen. Mit einer Rolle vorwärts brachte ich mich aus der ersten Gefahrenzone, prallte gegen die harte Wand, drehte mich wieder und kam auf die Beine. So blieb ich stehen.

Und sie standen vor mir.

Verdammtd, es waren zehn haßerfüllte, brutale Gegner, wobei ich den Magic Man nicht hinzuzählte, denn der hatte sich mit seinem Opfer bereits entfernt. Ich aber blieb auf der Strecke. Und ich konnte erkennen, wo er sich aufgehalten hatte. Da war auf dem Boden ein magischer Kreis aus Blut gezeichnet worden, der inzwischen eingetrocknet oder einfach nur gefroren war.

Ich dachte an die Ladung in meiner Beretta. Einige von ihnen würde ich mitnehmen können, wenn es hart auf hart kam und ich mein Leben verteidigen mußte.

Soweit war es noch nicht.

Wir standen uns nach wie vor gegenüber und starrten einander an. Wilde, grimassenhafte Gesichter und leuchtende Augen stierten mir entgegen. Aus den aufgerissenen Mündern strömte der warme Atem und bildete in der kalten Luft kleine Wolken.

Ich hielt ihnen die Beretta und das Kreuz entgegen. Es war das Kreuz, das ihnen die plötzlichen Schauer der Angst einjagte. Ein Kerl mit roten Haaren und langen Ohrringen übernahm die Sprecherrolle. Sein rechter Arm schnellte vor. »Er hat das Kreuz!« rief er mir und den anderen zu. »Verdammtd, er hat das Kreuz. Nimm

es weg, du Hund, nimm es weg!« Seine Stimme wurde zu einem nervenzerfetzenden Kreischen, das auch in den Tunnel hineinhallte.

»Nein!« brüllte ich zurück. »Ich nehme es nicht weg. Es ist das Zeichen des Sieges. Ich weiß, daß ihr es nicht haben wollt. Ich weiß es genau. Aber ich werde euch zwingen...«

»Nichts wirst du!« brüllte ein anderer. »Wir werden doch töten! Umbringen, killen...!«

Er wollte seinen Vorsatz sofort in die Tat umsetzen, denn er griff bereits an den Gürtel, um eine gefährliche Schlagwaffe hervorzuholen. Da schoß ich.

Ich mußte einfach so reagieren, um mir gleichzeitig den nötigen Respekt zu verschaffen. Natürlich wollte ich ihn nicht töten, deshalb hatte ich auf seine rechte Schulter gezielt.

Plötzlich besaß nicht nur seine Lederjacke ein Loch, auch der Arm hatte etwas mitbekommen, und er sank so nach unten, als würde er gar nicht zu ihm gehören.

Einen Schritt ging er zurück, während das Licht der Fackel, die er in der gesunden Hand hielt, tanzend über sein Gesicht geisterte und ich den erstaunten Ausdruck in seinen Augen erkennen konnte. Sehr änderte sich dieser, denn der Schmerz des Treffers zeichnete sich auf den Zügen des jungen Mannes ab.

Ich zitterte und hoffte, daß diese Demonstration der Stärke vorerst gereicht hatte und fuhr die anderen so scharf und hart an, daß sie regelrecht zusammenzuckten. »Wenn sich noch einer bewegt, bekommt er eine Kugel. Diesmal nicht in den Arm, sondern in den Kopf!«

Meine Stimme hatte so einschneidend und scharf geklungen, daß die zehn Burschen tatsächlich stillstanden und sich nicht rührten. Kreuz und Beretta, hinzu kam meine Drohung, das war einfach zuviel für sie, und deshalb hielten sie sich an meine Anweisungen.

Keiner von ihnen machte mehr den Versuch, mich anzugreifen. Statt

dessen zogen sie sich zurück, als der Rothaarige genickt hatte. Schritt für Schritt gingen die »Zombies« nach hinten, während sie zischend den Atem ausstießen und es so aussah, als wollten sie mich verfluchen. Mir ging es etwas besser. Ich atmete aus und konnte mich entspannen. Irgendwie hatte ich bei den Gegnern wohl eine Grenze erreicht, die sie nicht überschreiten wollten. Sosehr sie auch mit dem Teufel paktierten, ihr Leben wollten sie nicht verlieren.

Immer tiefer tauchten sie in den Schacht hinein, während ich mich auch in Bewegung setzte und ihnen langsam folgte. Mir gefiel an der Sache nur nicht, daß sie es geschafft hatten, sich quasi zwischen mich und den Magic Man zu stellen. Wenn ich ihn packen wollte, mußte ich leider die Rocker überwinden, wobei ich mir nicht vorstellen konnte, daß sie das über sich ergehen lassen würden.

Nach wie vor leuchtete nur das Fackellicht den Tunnel aus. In seinem Widerschein wirkten die Gesichter meiner Gegner noch schauriger, als sie es tatsächlich schon waren.

Die ersten »Zombies« hatten bereits die Tür erreicht, die in den anderen Stollen führte. Auch der Magic Man war mit seiner Beute längst verschwunden, und meine jetzigen Gegner zogen sich ebenfalls zurück. Ich war schneller gelaufen als sie, denn ich hatte vor, sie noch am Fahrstuhl abzufangen. In die Höhe wollte ich allein und ohne ihre Begleitung fahren.

Ich konnte mir einfach schlecht vorstellen, daß es nur die Angst vor meiner Beretta war, die sie nicht angreifen ließ, da ich ihnen inzwischen sehr dicht auf den Pelz gerückt war. Sie hatten mich die Tür passieren lassen, so daß ich mich wie sie in einem anderen Schacht befand. Hier wartete ich auf den Aufzug.

Ich war wieder sehr nahe bei ihnen. Auf ein verdammt risikoreiches Spiel hatte ich mich eingelassen, und es war fraglich, ob ich es schaffen konnte, sie noch einmal zu überwinden.

Sie standen da und lauerten.

Irgendwie kamen sie mir verändert vor. Nicht allein durch ihre beinahe lässige Haltung, wie sie an den Wänden lehnten und ihre Gesichter spöttisch verzogen hatten, nein, auch das überhebliche Lächeln wollte nicht von ihren Lippen weichen.

Was stimmte da nicht?

Wieder sprach mich der Rothaarige an. Seine Rede begann mit einem breiten Lachen, als er sagte: »Was willst du eigentlich, Bulle? Du hast uns einmal schocken können, ein zweitesmal nicht mehr.«

»Wollt ihr es darauf ankommen lassen?« fragte ich lauernd.

»Vielleicht.«

»Dann versucht es.«

Meine Antwort ließ ihn kalt, denn er sagte: »Wir erwischen dich immer, Bulle. Egal, wie viele Kugeln du uns in den Bauch schießt. Wir sind einfach zu gut für dich!«

»Willst du sie als erster haben?«

Er kam einen Schritt vor und blieb stehen. Die Fackel hatte er abgegeben, so daß er beide Arme ausbreiten konnte und mir seinen waffenlosen Körper präsentierte. »Das ist mir egal, mein Lieber. Du kannst schießen, wenn du willst.«

Ich sah das häßliche und wissende Feixen der anderen neun Gestalten und fragte mich, ob ich es wirklich tun würde.

Er trug keine Waffe bei sich, aber durchlassen wollte er mich auch nicht. Zudem hörte ich aus dem Hintergrund ein mir bekanntes Rumpeln. Der Aufzug fuhr nach oben.

Damit war meine Chance, den Magic Man zu packen, wohl vertan. Und auch Gwen würde ich abschreiben können, falls nicht ein Wunder geschah.

Dieses Wunder trat ein.

Nicht nur ich hörte die Schritte, auch die Bandenmitglieder vernahmen sie und drehten sich in die Richtung, aus der die Schritte aufgeklungen waren.

Ich schaute ebenfalls hin, wobei ich nicht vermeiden konnte, daß sich meine Augen für einen Moment weiteten.

Mit diesem Gast, der mir entgegenkam, hätte ich nicht gerechnet. Es war Gwendolyn, und sie lief direkt auf mich zu...

Ihr Gesicht hatte sie zu einem Lächeln verzogen. Ich konnte sogar ihre Augen erkennen, in denen ein seltsamer Glanz zu lesen war, der aber mit Freude oder Euphorie beileibe nichts zu tun hatte. Das war der Glanz toter Augen, so daß ich davon ausging, es mit einer lebenden Leiche, mit einem echten Zombie oder Vampir zu tun zu haben, denn der Magic Man hatte sich ihrer angenommen.

Die Bande wartete darauf, wie ich reagieren würde. Lauernd starrten sie mich an, und auch Gwendolyn wurde nicht aus dem Blickfeld gelassen. Sie näherte sich mir mit kleinen Schritten, wobei ich im Fackelschein auch ihr Gesicht erkennen konnte, in dem die Lippen zu einem Lächeln verzogen waren.

»Hallo, John«, sagte sie, als sie stehenblieb. »So sieht man sich wieder.«

Ich nickte. »Das stimmt. Und wie ist es dir ergangen?« erkundigte ich mich.

»Nicht schlecht. Ich gehöre jetzt zu ihm.«

»Du meinst den Magic Man?«

»Genau den. Er ist bereits gegangen und hat mich zurückgeschickt, damit ich dich hole.«

»Das glaube ich wohl kaum«, erwiderte ich. »Wer sagt dir denn, daß ich mitgehen werde?«

»Willst du uns nicht kennenlernen?«

»Wen meinst du damit?«

»Uns alle. Die Hexen, die Zombies, den Magic Man. Wir sind jetzt eine große Familie, wenn du verstehst.«

Ja, ich verstand. Und ich wußte, daß man mich in die Enge

getrieben hatte und mir das Kreuz auch nichts mehr nützen würde. Das Zurückweichen der »Zombies« war Taktik gewesen, jetzt ging es ans Eingemachte. Die »Zombies« würden ihre Härte zeigen und mir beweisen, daß sie trotz meiner Waffen, die ich festhielt, die stärkeren waren. Sie hatten mich einfach in eine Falle laufen lassen, das war alles gewesen, und ich hatte nichts dagegen unternehmen können, um dieser Falle zu entrinnen.

»Hast du die Glocke nicht gehört?« fragte Gwen weiter. »Hast du ihren Klang nicht vernommen?«

»Schon.«

»Sie läutet auch für dich, John Sinclair. Unser Freund Asmodis hatte sie extra herstellen lassen. In der tiefsten Hölle ist sie gegossen worden, und man hat den Magic Man dazu ausersehen, um sie auf die Erde zu bringen. Er wird es tun, denn er ist auch ein Diener des Satans. Und wir werden ihn dabei unterstützen.«

Daß sie so viel von ihren Plänen verriet, bewies mir, welche Sicherheit in ihr steckte. Deshalb hatten die verfluchten »Zombies« auch so überlegen gegrinst. Auch sie waren sich sicher, daß ich ihnen nicht entkommen würde. Es sah mies aus. In diesem Schacht steckte ich tatsächlich in einer Falle.

Der Rothaarige übernahm wieder das Wort. »Du kannst wählen, Bulle. Entweder gibst du auf oder du stirbst.«

Ich überlegte. »Was ist, wenn ich aufgebe?« fragte ich nach einer Weile. »Welche Garantien gebt ihr mir? Schließlich habe ich dann noch nicht geschossen.«

»Keine.«

Mein Lachen klang laut und unecht. »Ihr glaubt doch nicht im Ernst, daß ich mich so in eure Hände begebe? Nein, da habt ihr euch geschnitten.«

»Wir wollen dich ja nicht töten.«

»Wie beruhigend für mich«, erwiderte ich spöttisch. »Was habt ihr

dann vor?«

»Du sollst zwei Dinge kennenlernen. Erstens unsere Macht und zweitens die Totenglocke, die für dich läutet. Wir haben den Auftrag bekommen, dich zu ihr zu bringen. Der Teufel wußte genau, daß du auf diese Dinge anspringen würdest, und er würde dir die Glocke gern persönlich präsentieren. Bist du einverstanden?«

»Ja, ich gehe mit.«

»Gut, dann gib uns deine Waffen. Auch dein Kreuz!« forderte er noch nach.

»Nein!« Knallhart und endgültig klang meine Antwort, so daß der andere zusammenzuckte. Er wollte kaum glauben, daß ich so etwas gesagt hatte und schüttelte den Kopf.

»Du willst die verdammten Dinger nicht abgeben?« fragte er noch einmal nach.

»Ich habe es dir gesagt, und dabei bleibt es. Wenn ihr den Auftrag habt, mich zu ihm zu bringen, bitte, dagegen habe ich nichts. Aber nicht ohne meine Waffen. Oder fürchtet ihr einen einzelnen so stark, daß ihr Angst vor ihm habt?«

»Mann!« knirschte der Anführer und bewegte seine Finger wie Greifzangen. »Wir könnten dich vernichten, zerschmettern und töten. Wir haben es noch nicht getan, weil wir uns an den Auftrag gebunden fühlten. Zwei Aufpasser hatten wir zurückgelassen. Du konntest sie überwinden, sonst wärst du nicht hier. Bisher war alles Spiel«, sagte er drohend. »Jetzt wird die Lage ernst. Die Glocke hat geläutet. Sie hat uns gerufen und auch andere. Es war das Startzeichen des Teufels, auch du wirst dich daran gewöhnen müssen. Deshalb mach keinen Ärger.«

Schon einmal hatte ich mich gegen sie behaupten können. Nun, das war von ihnen gewollt. Jetzt wurde es noch ernster für mich, und abermals dachte ich nicht daran, aufzugeben, auch wenn es den Anschein hatte, denn ich hob wie resignierend die Schultern und

senkte auch den Kopf.

»Gut, daß du...«

Die nächsten Worte blieben dem Rothaarigen im Hals stecken, denn ich war gestartet.

In Windeseile hatte ich die Distanz zu ihm überwunden. Mich interessierte auch Gwendolyn nicht mehr. Ich rammte sie zur Seite, und bevor die anderen noch eingreifen konnten, hatte ich ihren Anführer gepackt, meinen linken Arm um seine Kehle geschlungen und ihn zurückgedrückt, wobei er gleichzeitig mein Knie in seinem Rücken spürte und die kalte Mündung der Beretta an seiner rechten Schläfenseite. Ich hatte ihn zudem zurückgezogen, damit er weg aus der unmittelbaren Nähe seiner Kumpane kam.

Ein jeder hörte meine Stimme und wußte Bescheid. »Nun wird nach meiner Musik getanzt, Freunde...«

Es wurde still.

Allerdings nur für Sekunden, dann unterbrach das pfeifende Atmen des Rothaarigen die Stille, und seine nachfolgenden Worte sollten mir die Angst einjagen. »Das schaffst du nie, Bulle. Du hattest deine Chance gehabt. Jetzt nicht mehr. Vorbei...«

Wahrscheinlich mußte er so reden, weil er irgendwie unsicher war. Er hatte gesehen, wie hart ich reagieren konnte und daß ich mich auch von ihm und seinen Kumpanen nicht so leicht ins Bockshorn jagen ließ. Zudem spürte er den harten Druck der Beretta-Mündung an der Stirn. Dieser alte Transportaufzug befand sich hinter mir. Ihn mußte ich unbedingt erreichen, um diesem verdamten Schacht zu entfliehen. Zudem konnte ich mir vorstellen, daß dieser Magic Man schon in der verrückten Hexen-Disco gelandet war und dort Panik hervorrief. Ich ging zurück. Der Rothaarige machte sich in meinem Griff steif und stemmte mir so seinen passiven Widerstand entgegen. Okay, er wollte es nicht anders, so verstärkte ich den Druck und

zischte in sein Ohr.

»Wenn du dich dumm anstellst und irgendwelche Tricks versuchst, ist es aus. Ich würde an deiner Stelle ruhig sein.«

»Schießt du wirklich, Bulle?«

»Ja.«

Meine Antwort mußte auf ihn sehr überzeugend geklungen haben, denn in den folgenden Sekunden versteifte er seine Haltung nicht mehr, sondern unterstützte mich sogar bei meinen Bemühungen.

»So kommen wir schon zurecht!« lobte ich ihn. »Sag mal, wie heißt du eigentlich?«

»Killing Jo.«

»Toller Name. Hast du dir den Namen verdient?«

»Und wie.«

»Wir werden sehen.«

Die anderen neun waren vorsichtig geworden. Sie hatten meine Unterhaltung mit ihrem Chef verstanden und auch den Ernst aus meiner Stimme gehört. Aber sie folgten mir. Ging ich mit meiner Geisel einen Schritt zurück, so schoben sie sich um die gleiche Distanz vor. Der Zwischenraum blieb immer gleich.

Ihre Gesichter waren hart, die Augen funkelten tückisch. Ich durfte mir keine Blöße geben, darauf warteten sie nur. Wenn das geschah, würden sie über mich herfallen wie Taiga-Wölfe über ein Opfer und mich regelrecht zerreißen. Auch Gwen befand sich bei ihnen. Im Gegensatz zu den Zombies schritt sie unnatürlich steif, als würde sie an Fäden hängen und von einem anderen geführt werden.

Sie hatte ihre Hexenmaske nicht erst aufzusetzen brauchen. Auch so war ihr Gesicht entstellt genug, da ihr durch den Biß des Magic Man Vampirhauer gewachsen waren, die wie kleine Säbel aus dem Oberkiefer hervorstachen. Über ihr Gesicht zuckte ebenfalls der Fackelschein und machte es zu einer bleichen, gleichzeitig mit einem Muster aus Licht und Schatten versehenen Fratze.

Der in die Tiefe führende Aufzug mußte sich links von mir befinden. Immer wieder verdrehte ich die Augen und schielte dorthin, aber noch konnte ich ihn nicht erkennen und mußte weitergehen. Auch Killing Jo hatte erkannt, wie ernst es mir war. Er sagte auch nichts mehr, nur sein scharfes Atmen vernahm ich. Er stank außerdem nach Fett und Schweiß, denn mit irgendeinem Zeug mußte er sich eingerieben haben.

Die restlichen neun Kumpane standen auf dem Sprung. Auch wenn sie langsam weitergingen, hatte ich das Gefühl, daß sie mich jeden Augenblick überfallen konnten.

Sie warteten darauf, daß ich die Nerven verlor und nicht durchhalten würde, aber da sollten sie sich geschnitten haben. So einfach ließ ich mich nicht ausbooten, und ich behielt auch die Nerven. Wir erreichten den Fahrstuhl. Ohne die Lage der Waffe zu verändern, drehte ich den Kopf und erkannte, daß der Lift nicht unten war. Ich mußte ihn erst holen.

Ich veränderte die Richtung ein wenig, so daß ich sehr dicht an die Knopfleiste herankommen konnte. Als ich neben ihr stand, holte ich mir einen aus der Bande hervor.

»He, du mit der grünen Jacke. Komm her!«

Es war der kleinste aus der Reihe. Aber ein Typ, der trotzdem gefährlich aussah. Was ihm an Größe fehlte, machte er in der Breite wieder wett. Auf dem Kopf trug er einen Stahlhelm, unter dessen Rändern dünnes Haar hervorschaute.

Sein breiter Ledergürtel war mit Schlag- und Stichwaffen gespickt, doch er hatte mich verstanden, auch ohne daß ich etwas zu sagen brauchte. Als er sich in Bewegung setzte, hielt er die Arme so weit von seinem Körper weg, daß ich nicht mißtrauisch wurde.

Damit ich auch ihn im Blickfeld behalten konnte, rückte ich mit meiner Geisel ein Stück zur Seite, so daß der andere uns passieren konnte. Er ging vorbei und hörte meinen gezischten Befehl. »Drück

den Knopf und hol den verdammten Fahrstuhl herbei.«

Er tat es.

»Gut!« lobte ich ihn. »Und jetzt geh wieder zu den anderen.«

Der junge Mann schlich zurück. Dabei bewegte er pendelnd die Arme, als wollte er ausprobieren, ob ich etwas dagegen hatte. Kaum hatte er sich wieder zwischen seinen Kumpanen aufgebaut, als ich schon das Rumpeln vernahm. Aus der Höhe drang es, wurde lauter, und ich konnte sicher sein, ihn bald zu sehen.

Tatsächlich dauerte es nur mehr Sekunden, bis der Aufzug in mein Blickfeld geriet, stoppte und sich der Eingang allmählich öffnete. Mir schwang das Gitter viel zu langsam in die Höhe, aber ich konnte nichts dagegen tun und mußte abwarten.

Rückwärtsgehend betrat ich den Aufzug. Den Druck behielt ich weiterhin in dieser Stärke, und ich schaute auch auf die anderen Typen, die sich vor dem Aufzug aufgebaut hatten.

»Macht keinen Ärger!« warnte ich sie. »Laßt mich und euren Killing Jo nach oben fahren. Sollte ich merken, daß am Lift etwas manipuliert wird, ergeht es ihm schlecht.«

»Hau schon ab, Bulle!« sagte jemand.

Ich nickte. »Sicher werde ich gehen!« Bisher hatte alles wunderbar geklappt. Ich drückte mir selbst die Daumen, daß es auch so weitergehen würde und mir nichts mehr dazwischenkam, so daß ich mit meinem Gefangenen das Ziel auch erreichte.

Als wir den Lift betreten hatten, löste ich zum erstenmal meinen linken Arm von seiner Kehle, behielt den rechten jedoch in der alten Lage und lockerte auch den Druck der Mündung nicht. Wieder vernahm ich das scharfe Atmen meiner Geisel, darum kümmerte ich mich einen feuchten Kehrricht und drückte den Knopf.

Das Eingangsgitter fiel.

Noch konnte ich gut sehen und entdeckte die anderen vor dem Aufzug. In ihrem Innern mußte es kochen. Die Gefühle zeigten sich

auch auf ihren Gesichtern, wo ich all den Haß und die Wut las, die sie mir entgegenbrachten. Aber auch die Ohnmacht, nicht angreifen zu können, las ich darin.

Sie hatten mich unterschätzt. Sie waren es gewohnt, immer zu siegen, aus diesem Grunde war ihnen der Blick für die Realität verlorengegangen. Zu meinem Glück, wie ich meinte. Die Hälfte der Strecke hatte das Gitter bereits zurückgelegt. Es fiel schneller, und ich spürte, daß ich es schaffen würde. Es war nur mehr ein kurzes Stück Weg. Wenn ich jetzt darüber nachdachte, daß ich als Einzelperson den Ring durchbrochen hatte, konnte mir im nachhinein noch schwindlig werden.

Die »Zombies« rührten sich nicht. Sie hatten genau verstanden, was ich wollte.

Aber Gwen war kein Mensch. Der Biß des Magic Man hatte sie zu einem Monster gemacht. Von ihr konnte man ein menschliches Handeln nicht erwarten.

Und sie tat genau das, was ich hatte hinauszögern wollen. Es war bestimmt der Instinkt, der sie so handeln ließ. Bevor das Gitter zu Boden schlagen konnte, war sie darunter hinweggetaucht und stand plötzlich im Aufzug.

Für die Dauer einer Sekunde hatte ich das Gefühl, die Welt um mich herum würde erstarren.

Da hatte ich alles versucht, um mir die Bande vom Leib zu halten und es auch fast geschafft, bis zu diesem Augenblick, als ich die letzte Strecke hinter mich bringen wollte.

Und Killing Jo lachte. Es war kein Lachen der Freude, sondern ein kalt klingendes, abgehacktes Geräusch, das über seine Lippen drang. »Jetzt bin ich mal gespannt, Bulle!«

Seine Kumpane hatten die Worte ebenfalls gehört. Der Aufzug schüttelte sich wieder, gab ein ratterndes Geräusch von sich und setzte sich langsam in Bewegung. Begleitet wurde ich vom wilden

Geschrei der zurückgebliebenen »Zombies«. Und die Untote griff an!

Ein Mensch hätte sich so etwas zweimal überlegt. Nicht sie, denn sie dachte nicht mehr menschlich oder logisch. Für sie gab es nur mehr die Vernichtung des Feindes.

Und das war ich eben.

Von der Seite her fiel sie gegen mich. Um sie auszuschalten, mußte ich schießen. Natürlich hatte es keinen Sinn, sich jetzt Vorwürfe zu machen. Ich hätte sie längst vorher erledigen können, das stand fest, aber wer hätte mit dieser Reaktion ihrererseits gerechnet? Ich jedenfalls nicht und mußte es hinnehmen, wie sie sich an meinem Waffenarm festklammerte.

Im Bruchteil einer Sekunde merkte ich noch, daß sich Killing Jo spannte. Diese Bewegung machte mir klar, daß auch er nicht aufgeben und mich anfallen würde.

Gwen riß meinen Arm nach unten. Sie hatte sich mit ihrem Gewicht an ihn gehängt, ich hörte ihr Fauchen und spürte auch die Kraft ihrer Finger, als sie versuchte, mich herumzureißen.

Das gelang ihr auch. Und nicht nur mich riß sie herum, Killing Jo ebenfalls, denn ich hatte ihn nicht losgelassen und hielt meinen linken Arm weiterhin um seinen Hals geschlungen. Deshalb machte er die Bewegung mit, geriet möglicherweise extra ins Stolpern und rutschte mir aus dem Griff. Während er zu Boden schlug, zuckten die Hände der Untoten in die Höhe, um sich um meinen Hals zu klammern. Ich drehte den Kopf zur Seite. Die Finger erreichten nicht die Kehle, dafür stachen sie in mein Gesicht, und ich hatte das Gefühl, als wären harte Stäbe gegen meine Haut gerammt worden.

Den rechten Arm schleuderte ich hoch. Zusammen mit der Waffe krachte meine Faust unter das Kinn der Untoten. Ihr Kopf flog zurück, ich rammte mit dem Fuß nach und konnte sie bis gegen ein Gitter des Lifts schleudern, so daß ich das freie Schußfeld bekam,

das auch nötig war. Leider nicht lange genug, denn Killing Jo sprang mich an. Er kam von der Seite, grunzte dabei wütend und umklammerte meine Hüften mit beiden Armen.

Verdammtd, der Bursche hatte Kraft. Es gelang ihm zwar nicht, mich zu Boden zu reißen, aber er schleuderte mich herum, so daß ich gegen das Fahrstuhlgitter krachte. Der Schlag zuckte durch meinen Rücken, und ich ließ die Waffe nach unten sausen.

Der Lauf traf Killing Jo wuchtig, doch auf diese Art und Weise war er nicht kleinzukriegen. Er kämpfte weiter, hievte mich hoch und schmetterte mich wieder zurück.

Durch die Wucht des Aufpralls krachte ich zwar nicht zu Boden, hatte aber Mühe, mich auf den Beinen zu halten und bekam weiche Knie. Über meinen Gegner schaute ich hinweg.

Gwen kam.

Ihr Gesicht hatte sich verzogen, der Mund war geöffnet, die Vampirzähne schauten säbelartig aus dem Oberkiefer hervor, und als sie nach vorn fiel, um sich über Killing Jos Rücken hinweg auf mich zu stürzen, da drückte ich ab.

Sie nahm die geweihte Silberkugel voll. Unter dem Einschlag zuckte sie zusammen, sie drehte den Kopf zur Seite, fiel zwar noch auf Killing Jo, rutschte dabei ab und prallte zu Boden.

Auch mir ging es schlecht.

Killing Jo besaß die Kraft eines Bullen. Er hob mich in die Höhe und schleuderte mich in die andere Ecke des nach oben fahrenden Fahrstuhls. Diesmal bremste nichts meinen Fall. Ich hatte das Gefühl, mein Rücken wäre verbogen, so hart hatte es mich getroffen, aber ich mußte weiterkämpfen.

Killing Jo kam.

Blutunterlaufen waren seine Augen. Er dähte im Augenblick nicht an seine Waffe und wollte mich mit bloßen Fäusten erledigen. Im Hechtsprung flog er auf mich zu.

Gedankenschnell zog ich die Beine an und stieß sie wieder vor. Der Lift war zu eng, um ausweichen zu können, aus diesem Grunde klaschte er gegen meine Sohlen und wurde wieder nach hinten geschleudert. Er ruderte dabei mit beiden Armen und stolperte noch über den am Boden liegenden Körper der vernichteten Vampirin. Auch ich drückte mich hoch, und als Killing Jo mit einer blitzschnellen Bewegung ein in seinem Gürtel steckendes langes Messer ziehen wollte, war ich schneller. Zu sagen brauchte ich nichts. Er starre in die Mündung der Waffe. Ich hatte mich breitbeinig hingestellt, war leicht in den Knien eingesackt und hielt den rechten Arm mit der Beretta weit ausgestreckt. »Rühr dich nicht!« fuhr ich ihn an.

Er hob die Arme und grinste scharf. »Schon gut, Bulle, schon gut!«

Beide blieben wir stehen. Ich schaute Killing Jo an, während er auf die Tote schielte.

»Du hast sie erledigt, was?«

»Ja.«

»Reut es dich nicht? Angeblich hast du ein großes Gewissen, wie man immer hört.«

»Sie war eine Bestie und wollte Blut.«

Es war eine der letzten Antworten, die er von mir im Fahrstuhl bekam, denn der Lastenaufzug hielt an. »Und jetzt warte«, flüsterte ich ihm zu.

»Das Gitter wird hochgehen, und du verläßt den Aufzug vor mir. Alles klar, Killing Jo?«

»Bin ja nicht taub.«

»Das hoffe ich auch für dich.«

Wieder vernahm ich das Rasseln, und abermals dauerte es mir viel zu lange, bis sich diese seltsame Tür in die Flöhe schob, aber sie klemmte nicht und glitt ratternd nach oben, so daß wir freie Bahn hatten. Ich gab Killing Jo mit der Waffe einen Wink. »Los, geh vor!«

Er nickte mir zu. Sein Gesicht war bleicher geworden. Ich sah die Gänsehaut und las auch die Wut in seinen Augen. Dieser Mann hatte noch nicht aufgegeben, das war mir klar, deshalb wollte ich jedem Risiko aus dem Weg gehen.

Ich schaute jetzt auf seinen Rücken. Ob er meine Schritte gehört hatte oder nicht, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls spannte er sich, und dann erwischte es ihn. Ich hatte auf seinen Nacken gezielt. Es war ein wohldosierter Schlag, der ihn zu Boden und auch in das Reich der Bewußtlosigkeit schickte. Mit einem letzten Schritt stolperte er nach vorn, so daß ich ihn nicht aus dem Fahrstuhl zu schaffen brauchte. Dafür packte ich die erledigte Vampirin. Sie war nicht zu Staub zerfallen, dafür stand sie einfach noch nicht lange genug unter dem Bann des Magic Man.

Ich ließ den Körper auf der Grenze zwischen Aufzug und Fabrikboden liegen. Jetzt blockierte er den Fahrstuhl, da konnten die anderen unten im Schacht drücken, wie sie wollten, das Ding kam erst einmal nicht nach unten. Fast wäre ich noch über Gwendolyn gestolpert. Zum Teil aus Schwäche, denn nach diesen harten Auseinandersetzungen stellte ich fest, daß auch ich das Nervenflattern bekam. Es begann mit weichen Knien, und mein Puls raste. Auf diese lange Auseinandersetzung war ich einfach nicht gefaßt gewesen.

Ziemlich angeschlagen, betrat ich die Fabrikhalle und ging dorthin, wo ich die beiden Aufpasser zurückgelassen hatte. Einer von ihnen war nicht mehr bewußtlos. Er starrte mich von unten her an, und sein Mund hatte sich verzogen. Auch las ich Staunen in seinen Augen und konnte mir gut vorstellen, weshalb er so guckte.

»Ja, ich lebe noch.«

Der Typ mit dem Irokesenschnitt zeigte sich nicht weiter beeindruckt. Er wünschte mich nur zum Teufel.

»Da war ich schon oft genug.« Während ich diesen Satz sagte, war

ich in die Knie gegangen. »Ich will aber von dir wissen, ob der Magic Man hier vorbeigekommen ist.«

»Wer ist das denn?«

»Ich glaube, du solltest nicht lügen. Nicht in deiner Lage, mein Junge. Sei froh, daß du so davongekommen bist.«

»Wir gewinnen.«

»Mit dem Magic Man?«

»Klar.«

»Dann ist er also doch gekommen?«

»Sicher, er ging vorbei.«

»Und wohin?«

Der »Zombie« lachte kichernd. »Kannst du dir das nicht vorstellen? Hier gibt es doch nur ein Ziel. Die Disco. Dort wartet man auf ihn. Er hat viele Anhänger unter den Gästen.«

»Wen, zum Beispiel?«

»Sieh doch selbst nach, Hundesohn!«

Das wollte ich auch, drückte mich wieder hoch und sah noch, daß er mich anspucken wollte. Ich trat zur Seite, sein Speichel verfehlte mich, aber seine wild ausgestoßenen Flüche begleiteten mich. Den Weg in die Disco kannte ich. Ich war davon überzeugt, daß mich dort einiges erwartete und daß der Magic Man tatsächlich Anhänger besaß. Bestimmt war es ihm gelungen, sie zu mobilisieren, und wenn es eine Chance für mich gab, das große Chaos oder Grauen zu vermeiden, mußte ich ihn aus dem Kreis seiner Freunde hervorholen. Mit diesem Vorsatz betrat ich das Lokal!

Auf den ersten Blick hatte sich nichts verändert. Noch immer hörte ich die Musik und vernahm auch den Wirrwarr der Stimmen. Trotzdem war es anders als bei meinem ersten Besuch. Zwar zuckte weiterhin das farbige Laserlicht durch den großen Raum, aber die Musik war eine andere geworden. Keine Pop-Rhythmen mehr,

sondern harte Klänge. Dumpf, unheimlich klingend, als würde jemand auf eine große Trommel schlagen.

Ich jedenfalls stand momentan noch zu ungünstig, um etwas erkennen zu können. Wie ein Schatten erschien ich aus der Nische und sah vor mir die Rücken zahlreicher Gäste. Sie standen wie eine Mauer. Manche hatten auf den Stühlen ihren Platz gefunden, andere standen auf den Zehenspitzen.

Sie alle hatten eines gemeinsam. Die Gäste reckten die Köpfe, um zu irgendeinem Punkt schauen zu können, der für alle sehr interessant war. Ich konnte nicht erkennen, was es war. Da ich zudem keinen freien Stuhl entdeckte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich an den Leuten vorbeizuschieben und herauszubekommen, wo sich dieses große Ereignis abspielte.

Vielleicht auf der Tanzfläche. Dort jedenfalls befand sich der meiste Platz.

Es war nicht so einfach, sich einen Weg zu bahnen. Einige Male wurde ich angemeckert, und einer wollte mich sogar zurückhalten. Bevor er zufassen konnte, drückte ich seinen Arm zur Seite und hatte ihn passiert. Einige Tische mußte ich auch noch zur Seite schieben, um an die Stelle zu gelangen, von der aus ich einen guten Überblick hatte. Endlich konnte ich die Fläche sehen, wo sich das große Ereignis abspielte. Dort saß tatsächlich jemand und trommelte.

Es war ein dunkelhäutiger junger Mann in weißer Lederkleidung. Er hatte sich sein Gesicht mit roter Farbe beschmiert, so daß er aussah, als wäre er in einen Topf mit Blut gefallen. Seine weißen Zahnreihen glänzten. In einem bestimmten Rhythmus bewegte er die Arme, und die beiden Trommelstöcke hämmerten auf das straff gespannte Fell. Den jungen Mann hatte ich noch nie gesehen, und ich suchte auch vergeblich nach der unheimlichen Gestalt aus dem U-Bahn-Schacht, obwohl ich davon überzeugt war, daß sie sich irgendwo in der Nähe aufhalten mußte. Ich warf einen raschen Blick

in die Runde. Mich interessierten besonders die Gesichter der Gäste. Sie alle zeigten einen angespannten Ausdruck, in dem auch eine gewisse Erwartung zu lesen war. Die Lippen hielten sie fest zusammengepreßt, viele Hände waren zu Fäusten geballt, und manche Gäste bewegten ihre Füße im Takt des Trommelklangs. Mir kam plötzlich eine Idee.

Lange dachte ich darüber nicht nach. Die Gäste waren abgelenkt, die Kellnerinnen ebenfalls, denn alle Anwesenden konzentrierten sich auf den Trommler und schauten ihm zu.

Auf mich, den Neuling, achtete niemand. So günstig würde die Gelegenheit nicht mehr werden, deshalb zog ich mich in Richtung Bartheke zurück, denn dort hatte ich auch mehrere Telefone gesehen, die sicherlich Außenanschlüsse besaßen.

Bisher hatte ich allein gekämpft und viel Glück gehabt, das gab ich ehrlich zu.

Nun aber brauchte ich Hilfe. Es war leicht vorstellbar, daß die Gäste unter den Bann dieses Magic Man geraten würden. Was sie dann taten, das entzog sich sogar meiner Spekulation. Es konnte allerdings sehr schlimm enden.

Geduckt zog ich mich zurück und schob mich wieder an den Zuschauern vorbei. Die waren voll beschäftigt. Mir gönnten sie keinen Blick, und darüber freute ich mich.

Unangefochten erreichte ich die Theke. Auf ihr standen noch gefüllte Gläser oder Flaschen. Eine Bedienung lehnte, mit den Ellbogen aufgestützt, etwa in der Thekenmitte. Obwohl ich mich nur wenige Schritte von der Kleinen entfernt befand, hatte sie für mich keinen Blick übrig.

Ich mußte hinter den Wall. Der Durchbruch befand sich in meiner unmittelbaren Nähe. Ich brauchte nur eine Klappe in die Höhe drücken. Das tat ich nicht, sondern kroch darunter hinweg, so daß ich mich endlich an meinem Ziel befand.

Und hier sah ich auch die Telefone.

Anscheinend liebte man es hier bunt, denn die Apparate besaßen verschiedene Farben.

Ich suchte mir einen grünen aus und wählte zunächst Sukos Nummer. Zum Glück hob mein chinesischer Freund und Kollege schnell ab. »Du, John?« fragte er.

»Ja, ich.«

»Was ist los?«

»Einiges. Hör genau zu, Alter!« Ich erklärte ihm mit wenigen Sätzen, was mir widerfahren war und wo ich mich befand. Wenn Suko erstaunt war, so zeigte er es nicht und konzentrierte sich auf das Wesentliche.

»Was soll ich tun?«

»Komm so schnell wie möglich her und alarmiere die Bereitschaftspolizei, damit sie einen Ring um dieses Lokal zieht.«

»Ist es so schlimm?«

»Das kann es werden.«

»Mist, und das bei dem Wetter.«

»Nimm deine Harley.«

»Okay, John, ich versuche es. Ob ich mit den Kollegen anrücke, weiß ich noch nicht. Du weißt ja, die Instanzen sind...«

»Alles klar. Wenn nicht, komm allein.«

Die letzten Worte hörte der Inspektor nicht mehr, er hatte bereits aufgelegt.

Ich stellte den Apparat wieder auf das Bord zurück und wollte mich auch in die Höhe drücken, als eine Tür an der Rückwand der Theke geöffnet wurde und der Typ im roten Samtanzug aus den hinteren Räumen erschien. Er schaute nach links, dann nach rechts — und entdeckte mich. Ob er etwas von meinem Telefongespräch mitbekommen hatte, wußte ich nicht, jedenfalls sprach er nicht darüber, aber sein Blick, mit dem er mich bedachte, sagte mehr als

tausend Worte. Er hielt mich für einen Feind!

»Sie sind noch hier?« fragte er lauernd.

»Ja, wie Sie sehen.«

»Aber Sie sollen verschwinden.«

»Weshalb?«

»Weil ich es so will!« zischte er.

»Dann gehört Ihnen das Lokal hier?«

»Nein, aber ich bin der Geschäftsführer. Ich habe hier zu sagen, wenn Sie begreifen.«

»Das schon, mein Lieber. Aber ich verschwinde trotzdem nicht.« Dabei ging ich langsam auf ihn zu. Erst einen halben Schritt vor ihm blieb ich stehen. »Jetzt will ich von Ihnen wissen, was hier gespielt wird, zum Henker? Was soll die Trommelei?«

Der Kerl grinste schief. »Ich habe hier eine Talentprobe eingeführt. Jeder, der sich auf musikalischem Gebiet etwas zutraut, kann mitmachen.«

»Auch der Magic Man?«

Als ich den Namen erwähnte, zuckte er zusammen. »Was soll diese Frage, Mister?«

»Wo steckt er?«

»Ich weiß nicht...«

Verdammtd, ich war die Ausflüchte leid. Mein rechter Arm schnellte vor. Im nächsten Moment drehte ich die Revers des Knaben so hart zusammen, daß der schöne Samtanzug in seiner oberen Hälfte ziemlich zerknittert wurde. »Reden Sie!«

Er lief rot an und schnappte nach Luft. »Sie werden hier...«

Er sprach nicht weiter, ich auch nicht, denn ein schon mir bekanntes Geräusch unterbrach uns. Es war das Läuten der Todesglocke!

Für einen Moment stand ich regungslos und behielt den Kerl noch im Griff. Er hatte den Kopf nach rechts gedreht, wobei er über die

Theke hinwegschielte und dorthin schaute, wo sich die Masse der Gäste versammelt hatte.

Sie alle vernahmen das dumpfe Geläut der Totenglocke, und sie alle schienen Bescheid zu wissen.

Auch der Trommler hatte seine Musik unterbrochen, nur der unheimliche Glockenklang schwang durch das große Lokal und hallte als Echo nach. Niemand sprach. Alle lauschten dem Geläut, denn sie wußten, welche Botschaft es brachte.

Ich konnte es mir ebenfalls denken, fragte trotzdem noch einmal nach, weil ich sichergehen wollte. »Für wen ist das Läuten bestimmt?« fuhr ich den Geschäftsführer an. »Für wen?«

Er begann schrill zu kichern. »Es wird die Weihe sein. Eine Hexenweihe, Mister. Ja, Sie erleben eine Hexenweihe. Wir haben hier Hexen und Zombies, wir...«

»Zombies nicht mehr«, unterbrach ich ihn. »Ich habe sie außer Gefecht gesetzt.«

Er schaute mich starr an. Ich ließ ihn los, weil in die Reihen der Gäste Bewegung gekommen war und alle zur Mitte der Tanzfläche drängten. Aufhalten konnte mich keiner. Rasch hatte ich den Platz hinter der Bartheke verlassen und kümmerte mich um die Vorgänge, die ich mit Schwarzer Magie umschreiben mußte.

Der Ring aus Menschen war sehr dicht. Noch immer läutete die Glocke, die Jugendlichen begannen zu klatschen, und ich bahnte mir meinen Weg, bis ich den Rand der großen Tanzfläche erreicht hatte. Dort hatte sich einiges verändert.

Nicht der Trommler hockte mehr auf der Fläche. Es waren einige Kellnerinnen, die sich abgewechselt hatten, und sie waren wahrscheinlich die Personen, von denen Gwendolyn bei unserem ersten Kennenlernen gesprochen hatte. Die »Hexen« also!

Sie hatten einen Kreis gebildet. Ihre Masken klebten auf den Gesichtern, die Hände waren ineinander verschlungen, und die

Hexen begannen damit, einen wilden Tanz auf das Parkett zu legen. Dabei schrien sie. Ihre Stimmen hatten einen dumpfen Unterton bekommen, wegen der Masken.

Und noch immer läutete die Glocke.

Bisher hatte ich sie nicht gesehen. Auch die übrigen Zuschauer nicht, sie aber richteten ihre Blicke gegen die Decke der Disco, denn der Klang kam von oben.

Auch ich schaute hoch.

Tatsächlich, die Glocke wurde mit einemmal sichtbar. Zum Greifen nahe, aber dennoch sehr fern, denn sie entstand dort, wo sich zwei Dimensionen überlappten. An der Schnittstelle bildete sich die Glocke, die riesig sein mußte, in ihrer Perspektive jedoch klein wirkte. Sie war eine besondere Glocke. Pechschwarz und dabei glänzend. Von unten konnte ich in die Öffnung hineinschauen und sah einen ebenfalls schwarzen Klöppel, der gegen die Innenwände schlug und damit den dumpfen Klang erzeugte.

Ich war es von Kind auf gewohnt, vor Glocken eine gewisse Ehrfurcht oder Achtung zu zeigen.

Bei dieser hier war es nicht der Fall. Obwohl sie völlig normal aussah, strahlte sie etwas ab, das ich mit den Worten Angst umschreiben konnte. Ja, dieses schwarze Ungetüm konnte mir tatsächlich eine gewisse Furcht einjagen.

Dazu trug auch das Bild bei, das ich plötzlich auf einer Glockenseite entdeckte.

Es war ein großes, dreieckiges Gesicht. Mehr eine widerliche Fratze, die ich aber sehr gut kannte, denn sie gehörte meinem alten Freund und Spezi Asmodis. Hatte mir bisher noch der absolute Beweis gefehlt, daß er mitmischte, so war er mir jetzt von ihm selbst gegeben worden. Die Glocke wurde vom Teufel dirigiert und manipuliert!

Sie, Asmodis und der Magic Man mußten in einer unmittelbaren

Verbindung zueinander stehen. Welche das genau war, wußte ich leider nicht, aber ich sah das höhnische Grinsen des Teufels und konnte mir vorstellen, daß er mich unter den Gästen schon längst ausgemacht hatte. Er mußte erkannt haben, daß sein Todfeind den Weg in die Disco gefunden hatte, und war bestimmt gespannt darauf, wie ich reagieren würde.

Inzwischen führten die Hexen ihren Tanz weiter. Sie alle fünf trugen die gleichen Kostüme. Diese schwarzen Trikots, dann die roten Netzstrümpfe aus dünnem Nylon, und die Masken vor ihren Gesichtern entstellten sie zu kleinen Monstren. Ihre Füße bewegten sich stampfend. Sie hoben die Beine, trampelten auf den Parkettboden der Tanzfläche und schleuderten ihre Köpfe dabei von einer Seite auf die andere, so daß die Haare flogen.

Ich schaute auf die Glocke und erkannte, daß sich der Klöppel nicht mehr so oft bewegte. Ein Zeichen, daß das Läuten allmählich ausklang. Ich sollte mich auch nicht getäuscht haben, die Klänge wurden leiser, es gab kaum noch Echos, dann war der Spuk plötzlich vorbei. Relative Ruhe kehrte ein.

Aber die Glocke blieb.

Und damit auch das Gesicht des Teufels.

Er schaute auf uns herab und sah auch seine Hexendienerinnen, die sich zu Boden gekniet hatten, die Köpfe anhoben und ihrem Meister entgegensahen. Auch die übrigen Gäste waren von einer gespannten Erwartung gepackt worden, das sah ich ihnen an, als ich einen schnellen Rundblick riskierte, um mich anschließend in Bewegung zu setzen. Ich schritt auf die Tanzfläche, denn ich hatte vor, mich Asmodis direkt und im Zentrum zu stellen.

Das war nun einmal der Kreis der Hexen.

Vor den geduckten Körpern blieb ich stehen, legte meinen Kopf in den Nacken und schaute in die Höhe, um dem Blick der Teufelsaugen nicht ausweichen zu müssen.

Zuerst hatte ich die Fratze nur undeutlich gesehen. Allmählich jedoch kristallisierte sie sich stärker hervor. Die Umrisse zeichneten sich auf dem glänzenden schwarzen Grund in einem Rotgelb ab, so daß ich jede Einzelheit aufnehmen konnte.

Das war Asmodis Fratze. Ein widerlicher Anblick. Er hatte in der letzten Zeit Oberwasser bekommen. Die Großen Alten brauchten ihn nicht mehr zu kümmern. Die Hölle hatte ihren Ansturm überstanden. Zurück war nur mehr der letzte Große Alte geblieben, eben der Spuk, aber der hielt sich momentan aus dem Kampf heraus.

Da die Hexen merkten, daß der Satan nicht zu ihnen sprechen wollte, veränderten sie ihre Flaltung, bogen die Oberkörper hoch und streckten auch die Arme in die Höhe, als wollten sie das Gesicht und die Glocke festhalten.

Bestrahlt wurden wir vom zuckenden Laserlicht, das aus zahlreichen Kanonen gegen die Tanzfläche geschleudert wurde, wobei ich mich in einem farbigen Kreisel wähnte.

Und Satan begann zu sprechen. Ich kannte seine Stimme gut genug. Sie klang siegessicher und ätzend zugleich, und ich bekam sogar eine Erklärung geliefert.

»John Sinclair!« schmetterte er mir entgegen. »Ich wußte, daß du kommen würdest, und du solltest auch kommen, denn ich wollte dir die Glocke zeigen. Wenn du ihr Läuten hörst, sind die Menschen verloren. Noch hat sie nicht ihre gesamte Kraft entfaltet, aber sie wird es noch in dieser Nacht tun. Wie eine normale Kirchenglocke all die Wahnsinnigen in die Dome und Tempel lockt, so besitzt auch diese Glocke eine ähnliche Aufgabe. Nur wird ihr Läuten diejenigen mobil machen, die mir dienen. In diesem Fall sind es die Zombies und die Hexen. Keine echten, wie du vielleicht vermutet hättest. Oder noch nicht, möchte ich einmal sagen. Aber sie werden die echten kennenlernen, denn meine Todesglocke hat gleichzeitig auch die Aufgabe, andere Wesen herbeizurufen. Und das wird sie

schaffen. London soll das Grauen erleben, dafür will ich sorgen, und dafür werde ich sorgen. Der Tod hat lange genug gewartet. Durch das Läuten der Glocke kann er endlich zuschlagen. In den Straßen und auf den Plätzen wird es von meinen Dienern wimmeln. Der Klang dieser Glocke wird über die Stadt hinwegwehen und die Menschen aufrütteln. Sie ist das äußere Zeichen dafür, daß ich, der Teufel, die Macht übernehmen werde. Noch befindet sich die Glocke in meiner Dimension, aber nicht mehr lange. Die Zombies, die du im Schacht glaubst, sind bereits unterwegs und bereiten einiges vor. Soho wird zur Hölle, das habe ich so geplant.«

Es waren seine letzten Worte, und wenn ich darüber nachdachte, konnte ich ein würgendes Gefühl nicht unterdrücken. So etwas war verdammt schlimm. Ich sah keinen Grund, weshalb der Teufel seine Pläne nicht in die Tat umsetzen sollte. Und ich stellte fest, daß ich mich persönlich in einer verzwickten Lage befand, denn unter den Gästen befand sich niemand, der dem Satan widersprochen hätte. Im Gegenteil, nicht allein die Hexen waren von ihm und seinen Worten fasziniert worden, auch die übrigen Besucher standen unter dem Bann des Höllenfürsten. Viele von ihnen hatten wahrscheinlich zum erstenmal erlebt, daß es den Teufel überhaupt gab, und ich konnte mir vorstellen, daß sie es nicht wagten, gegen ihn aufzumucken.

Also stufte ich sie als potentielle Gegner ein. Wenn es mir nicht gelang, sie vom Gegenteil zu überzeugen, sah es für mich schlecht aus. Aus diesem Grunde war ich auf die Tanzfläche gegangen und stellte mich ihnen. Ich wollte ihnen ebenfalls etwas sagen. Vielleicht waren doch einige so vernünftig, daß sie erkannten, wie unrecht der Satan hatte. Die Glocke war verschwunden. Asmodis hatte diese Demonstration vollauf gereicht, und ich schaffte es auch, mich in den Kreis der am Boden hockenden angeblichen Hexen zu drängen, so daß ich darin den Mittelpunkt bildete.

Und noch etwas tat ich.

Ich holte mein Kreuz hervor!

Zunächst wurde diese Geste kaum registriert. Es waren schließlich die fünf Hexen, die es zuerst erkannten.

Gleichzeitig schossen sie in die Höhe. Ich sah ihre Masken vor meinen Augen wie kleine Gummipuppen nach oben kommen, und hörte auch ihre wütenden Schreie.

Das erste Mädchen riß seine Maske ab. Sie schleuderte das Ding zu Boden, es fiel dich vor meine Füße, und ich vernahm das Schreien ihrer Trägerin. »Verdammst, du hast das Kreuz. Dieses verfluchte Zeichen. Der Teufel hat recht gehabt. Du bist unser Feind. Du...«

Auf einmal war sie nicht zu halten. Sie entwickelte sich innerhalb eines Augenblicks zur wahren Furie und ging mit gespreizten Fingern auf mich los. Alle zehn Nägel wollte sie mir durchs Gesicht ziehen, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als ihre Arme hart zur Seite zu schlagen. Das Mädchen erwischte mich nur mehr an der Schulter, aber ihre angeblichen Hexenschwestern hatten längst bemerkt, auf welcher Seite ich stand. Sie wollten beweisen, wie sehr sie dem Satan zugetan waren, und die restlichen vier stürzten sich auf mich.

Mit ihnen wäre ich vielleicht fertig geworden, aber da gab es noch die fünfte, die plötzlich Verstärkung holte, so daß auch Bewegung in die Reihen der Zuschauer kam.

Angestachelt, dazu noch unter dem Eindruck der Teufelserscheinung, stehend, waren sie nicht mehr zu halten und stürzten sich wie Furien auf die Tanzfläche.

Einige der Hexen hatte ich zurückstoßen können, die anderen aber waren einfach zu viel für mich.

Sie kamen wie eine Woge.

Ich sah schweißverklebte Gesichter, verzerrte Münder, weit aufgerissene Augen, hörte das Schreien und Keuchen, die schrillen Rufe und das Haßgebrüll, das durch die Disco hallte.

Auch den Geschäftsführer erkannte ich. Sein roter Samtanzug stach

selbst von der bunten Kleidung der Besucher ab, und seine Schreie heizten die anderen noch mehr an.

Ich bekam die ersten Stöße mit und wurde herumgewirbelt wie eine Puppe. Mal nach hinten, dann wieder nach vorn. Ich flog nach links und auch nach rechts weg. Noch hielt ich mich auf den Beinen. Bis die ersten Schläge auf mich niederprasselten. Längst hatte ich mein Kreuz wieder weggesteckt. Ich dachte nur mehr daran, meinen Kopf zu schützen und hob beide Arme als Deckung in die Höhe, um den prasselnden Hieben zu entgehen. Das schaffte ich nicht und war eigentlich froh, als die Leiber der Menschen über mir zusammenbrachen und ich das Gefühl hatte, allmählich inmitten einer tiefen Höhle zu versinken...

Shao war mit bis in die Tiefgarage gefahren und schaute ihren Partner Suko beschwörend an. »Ich bitte dich«, flüsterte sie. »Sei nur vorsichtig. Bei diesem Wetter ist es Gift, schnell zu fahren.«

Suko rückte seinen Helm zurecht, nickte und startete die schwere Harley. Das Dröhnen des Motors hallte durch den unterirdischen Komplex der Garage wie das Echo hoher Trompetenstöße. Aus dem Auspuff flatterte eine weißgraue Fahne, die sich schnell auflöste, als Suko in Richtung Ausfahrtrampe startete.

Die Chinesin schaute ihm noch einen Moment nach, bevor sie wieder zurück in den Lift ging und sich nach oben schießen ließ. Inzwischen hatte Suko den Komplex verlassen. John hatte die Adresse des Lokals durchgegeben. Es lag nicht weit entfernt, denn das Hochhaus, in dem Suko und John Sinclair wohnten, lag am Rand des Stadtteils Soho. Fast sogar in der Szene.

In der Nacht war es noch kälter geworden. Da gefror sogar das Wasser in den Augenwinkeln. Suko hatte sich dick vermummt, um sich vor dem beißenden Fahrtwind zu schützen, der gegen ihn wehte. In seiner Kleidung sah er aus wie ein Besucher vom anderen Stern.

Geduckt hockte er auf der Maschine, blickte durch das Visier nach vorn auf die Straße und sah sie unnatürlich glitzern.

So schimmerte nur Eis. Es besaß manchmal eine dunkle, dann wieder eine helle Farbe, und an den Rändern der Straße türmten sich die von der Fahrbahn geräumten Schneewälle.

Die Fahrt mit dem Motorrad glich im wahrsten Sinne des Wortes einem Tanz auf dem Eis. Selten in seinem Leben war der Chinese so vorsichtig gefahren. In dieser eiskalten und frostklirrenden Nacht wurde er dazu gezwungen, und seine Gedanken drehten sich dabei um John Sinclair. Was er gesagt hatte, klang schlimm genug. Suko fragte sich deshalb, ob er nicht zu spät kommen würde.

Sehr behutsam ging er in die Kurven. Es herrschte so gut wie kein Verkehr. Viele hatten ihre Wagen in der Garage gelassen. London war tot.

Und dazu zählte auch Soho. Die meisten Inhaber der Amüsierbetriebe hatten sich damit abgefunden und entsprechend reagiert. Sogar die lockenden Leuchtreklamen ihrer obskuren Etablissements waren ausgeschaltet worden, so daß die Fassaden wie in der Kälte erstarrte Monstren wirkten.

Selbst die Scheinwerfer der Suko hin und wieder entgegenkommenden Wagen wirkten anders als sonst. Viel kälter und auch blasser, so daß ihr Lichtteppich ebenfalls eine andere Farbe angenommen hatte und einen glasig wirkenden Schein auf das Eis der Straße warf. Einmal geriet Suko gefährlich ins Rutschen. Genau dann, als er einen dampfenden Gully passiert hatte und auf die andere Seite der Straße überwechselte, weil er rechts abbiegen mußte. Durch rasches Gegenlenken konnte der Chinese die schwere Maschine in der Balance halten. Seine Reaktion bewies wieder einmal, welch ein ausgezeichneter Fahrer er war.

Suko bog in die Straße ein, in der auch die Disco lag und wo sich John befand.

Sie war nicht allzulang, und der Chinese konnte auch sein Ziel erkennen, obwohl er sich noch ziemlich weit davon entfernt befand. Es war die Leuchtreklame, die man nicht abgeschaltet hatte. Ihre blasse Farbskala wurde über die Fahrbahnbreite geworfen und erreichte auch den anderen Straßenrand, wo sie sich in schwammigen, bunten Farben langsam verlief.

In der Kälte hatten sich dünne Dunstschleier gebildet, die lautlos über das Eis krochen.

Am Eingang ballten sie sich stärker zusammen. Dort bildeten sich kreisende Nebelschwaden, und Suko sah schon die Gestalten, die sich dort tummelten.

Auch sie blieben nicht vom bunten Reklamelicht verschont. Es strahlte sie an.

Der Chinese erkannte die Typen. Sie wiesen Ähnlichkeit mit Rockern auf, vielleicht waren es auch welche, denn sie stiegen auf ihre abgestellten Maschinen.

Nicht jeder besaß seinen eigenen Feuerstuhl, so daß auf einigen mehrere saßen.

Sekunden später hatte Suko das Gefühl, inmitten einer Hölle aus knatternden Motoren, dröhnenenden Echos und wütenden Stahlmonstren zu stehen, denn die Rocker hatten ihre Maschinen angelassen. Auspuffgase vermischten sich mit den aus Gullys steigenden Dampfschwaden, und die Echos wetterten zwischen den kältestarren Hauswänden. Niemand war da, der ein Fenster öffnete, um nachzuschauen, was sich auf der Straße anbahnte.

In einer Reihe und damit verkehrswidrig startete die Horde. Wenn Suko nicht auswich, würden sie gegen ihn fahren. Er kannte diese Spiele. In der Gemeinschaft fühlten sie sich immer stark.

Da das Lokal auf der rechten Seite lag, fuhr Suko vorsichtig quer über die Straße, behielt aber die anderen näher kommenden Maschinen im Auge.

Der Höllenlärm riß nicht ab, und Suko lenkte seine Harley dicht neben einen Schneewall, so daß er die Bande vorbeilassen konnte. Gesichter erkannte er nicht. Helme und Sichtvisiere verdeckten sie. Die Fahrer trugen zwar nicht die gleiche Kleidung, wirkten trotzdem uniformiert und sahen aus wie moderne Mumien. Ketten und Abzeichen klimberten. Schals mit aufgedruckten Teufelsfratzen flatterten wie Fahnen hinter ihnen her. Dann war der Spuk vorbei.

Suko hatte Zeit gehabt, nachzudenken. Er dachte an John Sinclairs Worte. Der Geisterjäger hatte von diesen Typen kurz gesprochen, die sich Zombies nannten. Wahrscheinlich hatte er damit diese Horde gemeint.

Der Inspektor wäre ihnen gern nachgefahren, aber er hatte andere Aufgaben zu erledigen.

Vorsichtig rollte er wieder an und fuhr den Rest der Strecke bis zur Disco WITCH-GO-GO.

Suko stellte seine Harley dort ab, wo zuvor die Feuerstühle der Bandenmitglieder gestanden hatten.

Natürlich war der Eingang geschlossen, und Suko sah das grinsende Hexengesicht, das über die beiden Türhälften hinweglief, unter seinem Sichtvisier her.

Er klappte es nur hoch und behielt den Helm auf dem Kopf, als er den Laden betrat.

Schwüle, stickige Wärme schlug ihm entgegen. Draußen war die kalte Luft im Vergleich zu dem im Innern des Lokal herschenden Mief herrlich gewesen. Suko traute sich kaum, tief durchzuatmen. Aber noch etwas anderes brandete ihm entgegen.

Geschrei!

Das war kein normales Disco-Gebrüll, wie man es kannte, denn auch Suko war schon öfter in Lokalen dieser Art gewesen. Nein, das Schreien klang irgendwie anders. Wilder, aggressiver, als wäre eine Masse Mensch aufgeputscht worden.

John mußte recht behalten haben. Und er gehörte nicht zu den anderen, war vielleicht ihr Gegner.

Der einzige möglicherweise...

Als Suko daran dachte, wurde ihm trotz der unnatürlichen Wärme eiskalt. Es war ein innerliches Frieren und auch die Angst um den Freund. Dicht hinter dem Eingang und in der Halle, in der nichts ausgeschenkt wurde, schwemmte Suko bereits die erste Welle aus Menschenleibern entgegen. Was die noch jungen Gäste schrien, verstand er nicht, er brauchte nur in ihre hochroten und verzerrten Gesichter zu schauen, um sehen zu können, daß sie unter einer gewissen Ekstase standen. Sie waren hoch-und aufgeputscht worden und würden kaum eine Grenze kennen. Zum Glück gab es noch so viel Platz, daß sich Suko an diesen Besuchern vorbeimogeln konnte, in den Hintergrund des Vorraums gelangte und auch den Eingang zu der eigentlichen Disco fand.

Auch der Zugang war verstopft. Durch Lücken entdeckte Suko das von der Decke zuckende farbige Laserlicht, das einen buntblassen Schein über die Gesichter der Gäste warf.

Der Inspektor schaufelte sich den Weg frei. Mit Schultern, Ellbogen und auch mit den Fäusten stürzte er sich in das Gewühl. Er reagierte dabei wie ein Rammbock, den nichts aus der Ruhe bringen konnte, denn Sukos Kräfte waren größer als die eines normalen Menschen. So schaffte er es, in die eigentliche Disco zu gelangen, wurde von mehreren Leuten in Richtung Bartheke geschwemmt, sah nur noch wirre Fratzen, buntes Licht, hörte die Schreie und fand heraus, daß sie sich an einem bestimmten Punkt konzentrierten.

Das war, von ihm aus gesehen, entgegengesetzt, mehr zur Mitte hin, wo er auch eine Tanzfläche entdeckt hatte.

Dort befand sich sein nächstes Ziel.

Der Chinese wühlte sich durch. Diesmal setzte er noch mehr ein. Einmal wollte ihn ein grell geschminktes Mädchen anspringen oder

um den Hals fallen, was Suko überhaupt nicht paßte. Er hob die Kleine kurzerhand hoch und stellte sie zur Seite.

Dann kämpfte er sich weiter.

Die Tanzfläche war ziemlich groß. Obwohl sich dort zahlreiche Menschen ballten, waren es doch nicht so viele, wie Suko dem Schreien nach angenommen hatte.

Vor allem Mädchen und Frauen sah er. Sie fielen auf, weil sie alle die gleiche Kleidung trugen, schwarze Trikots und rote Nylonstrümpfe. Und schreckliche Masken vor den Gesichtern, die sehr böse aussahen und Suko vorkamen, als wären sie alte Stücke aus einem finsternen Erdteil. Die Mädchen gebärdeten sich wie Furien. Sie schrien nicht nur, sie schlugen auch.

Die Person, der ihre Schläge galten, konnte Suko nicht erkennen, weil sie auf dem Boden lag und die schlagenden Furien dem Inspektor die Sicht nahmen.

Er hatte einen schrecklichen Verdacht und griff ein. Das bemerkte auch ein schwarzhaariger und wie geleckt wirkender Typ im roten Samtanzug. Er wollte Suko daran hindern und schnitt dem Chinesen den Weg ab.

In der nächsten Sekunde lernte der Typ das Fliegen. Er schrie noch, als sein Schlag abgefangen und er selbst in die Höhe gewuchtet wurde. Anschließend schickte ihn Suko auf die Reise. Wo der Kerl landete, interessierte den Chinesen nicht. Er hörte nur ein Krachen und Bersten. Da hatte er sich schon auf die schlagenden Furien gestürzt, um sie zur Seite zu räumen. Seine Griffe waren fest, zupackend, und die Hiebe kamen knochenhart. Er schleuderte die zappelnden, schreienden, kreischenden Bündel von sich weg und bekam für einen Moment freie Sicht.

John Sinclair lag tatsächlich auf dem Boden. In gekrümmter Haltung, die Beine angezogen. Mit den Händen schützte er den Kopf. Ein Ledermann sprang ihn mit gezücktem Messer an.

Suko erwischte den Kerl in der Luft. Der Schlag trieb den anderen so zurück, daß er sich überschlug, und auch die restlichen Furien wurden von dem Inspektor zur Seite geschleudert.

Aber sie kamen wieder auf die Beine und wollten erneut angreifen. Breitbeinig stellte sich der Chinese über seinen Freund. »Verdammtd, seid ihr denn wahnsinnig. Ihr schlagt den Mann tot!«

»Das wollen wir, das wollen wir!« Drei Mädchen auf einmal kreischten es und wollten Suko zur Seite räumen.

Das Gegenteil geschah. Suko schleuderte sie weg, und andere Gäste hatten kein Interesse mehr daran, auf John Sinclair einzuschlagen. Sie strebten dem Ausgang zu, wobei sie keine Rücksicht auf die Bestuhlung nahmen. Da fielen Tische und Stühle um, zerbrachen zum Teil, und mancher war so geistesgegenwärtig, sich Flaschen als Proviant einzustecken.

Das Grölen der Masse wurde leiser. Die Schreie erklangen vor der Tür, das war Suko im Augenblick egal.

Er suchte noch einmal nach den Mädchen mit den schrecklichen Masken. Einige von ihnen hatte es hart erwischt. Sie krochen auf allen vieren weg.

Aus dem Hintergrund vernahm Suko einen langen Schrei, der sich allerdings aus Worten zusammensetzte, die er auch verstand.

»Das werdet ihr bereuen! Der Teufel läßt uns nicht im Stich. Niemals, habt ihr gehört!«

Sehr wohl hatte Suko das Wort Teufel verstanden. Demnach war diese Schlägerei nicht so »harmlos« gewesen, wie sie beim ersten Augenblick den Anschein gehabt hatte. Da steckte viel mehr dahinter. Aber über den Background sollte ihn John informieren.

Suko hatte im Moment Ruhe. Er bückte sich und hievte den Geisterjäger hoch. Auf der Tanzfläche und so im Zentrum stehend, wollte er mit ihm nicht bleiben, deshalb wuchtete er den Freund über die Schulter und ging mit ihm in Richtung Bar, während sich die

Disco immer mehr leerte. Er setzte Sinclair auf einen Hocker, lehnte den Geisterjäger mit dem Rücken an den Handlauf und fand in der Nähe eine angebrochenen Flasche Scotch. Der Mund des Geisterjägers stand offen. Behutsam träufelte Suko ein wenig Whisky auf die Unterlippe. Das Zeug rann in die Kehle, John begann zu schlucken, und Suko sagte: »Na endlich...«

Diese Worte verstand ich auch, obwohl ich sagen muß, daß ich nicht bewußtlos gewesen war. Nur schwer angeschlagen. Durch die hochgerissenen Arme hatte ich meinen Kopf schützen können. Er hatte nicht allzu viele Schläge mitbekommen, der Körper um so mehr, aber da war ich hart im Nehmen. Zudem hatten zumeist nur die Mädchen geschlagen, und deren kleine Fäuste besaßen doch nicht die Kraft. Ich öffnete ein Auge und sah Sukos besorgtes Gesicht. Da es von einem blauen Lichtstrahl getroffen wurde, besaß es auch einen Schimmer in der Farbe.

»Sei nicht so geizig mit dem Zeug«, sagte ich krächzend.

»Ah, schon wieder große Klappe, was?«

»So ungefähr.«

Ich bekam einen kräftigen Schluck. Der möbelte mich zwar nicht völlig auf, aber ich stellte fest, daß es mir allmählich besserging, so daß ich mich auch ohne fremde Hilfe aufrichten und gerade hinsetzen konnte. Allerdings hatte ich das Gefühl, am gesamten Körper mit grünen und blauen Flecken bedeckt zu sein, und meine Bewegungen waren von einem unangenehmen Ziehen begleitet.

»Ja, ja«, sagte Suko, »wenn man dich schon allein läßt. Dann legst du dich gleich mit mehreren Frauen an. Was ist denn wieder nur in dich gefahren, alter Tiger?«

»Ich hatte mal Lust auf eine heiße Fete.«

»Bei der du dich dann verbrannt hast.«

»So sieht es aus.«

Ich sah Sukos besorgten Blick und nahm die Flasche an mich. Einen kräftigen Schluck mußte ich noch nehmen, stellte mich neben den Hocker und machte einige Kniebeugen, wobei ich mich mit beiden Händen am Handlauf festhielt.

»Und?« fragte mein Freund.

»Geht besser, als ich dachte. War doch gut, die dicke Lederjacke anzulassen.«

Natürlich hatte Suko viele Fragen. Von mir bekam er einen präzisen Bericht. Ich erfuhr anschließend von ihm, daß ihm auf der Fahrt zur Disco die Zombies begegnet waren.

»Die sind normal«, sagte ich.

»Also keine Dämonen?«

»Nein, auch nicht diese Hexen. Es gibt nur einen, den man als echten Zombie, Dämon oder Untoten bezeichnen kann. Eben diesen verdammten Magic Man.«

»In welchem Zusammenhang steht er?«

Ich winkte ab. »Danach brauchst du mich gar nicht zu fragen. Ich weiß es selbst nicht. Das müssen wir eben herausbekommen.«

»Und auch den Standort dieser Glocke.«

»Da hast du ins Schwarze getroffen.«

Suko schaute mich scharf an. »Was weißt du noch alles über dieses Ding?«

»Gar nichts mehr. Ich kann dir nur sagen, daß ich sie gesehen habe. Das ist alles. Und sie befand sich noch nicht in dieser Welt, sondern in Satans Reich. Asmodis hat eine Überlappungszone geschaffen, so daß wir Anwesende in seine Welt hineinschauen konnten.«

»Was wohl nicht immer bleiben wird«, meinte Suko und legte die Stirn in Falten.

»Wie meinst du?«

»Nur so. Oder glaubst du im Ernst, daß sich die Todesglocke noch in der anderen Dimension befindet? Sie wird bald über London

läuten und die entsprechende Reaktion auslösen, das kann ich dir flüstern.«

Da hatte mein Freund recht. Ich spann seinen Gedanken noch etwas weiter und sagte: »Hinzu kommen diese Zombies. Die sind nicht umsonst weggefahren. Ich nehme an, daß sie sich an den Ort begeben, an dem die Glocke auftauchen wird.«

»Davon haben wir nichts.«

Ich löste mich von der Bartheke. Suko schaute mir nach, wie ich hinter die Bar ging und mir wieder einmal eines der farbigen Telefone schnappte. Diesmal rief ich bei der Fahndung an. Ich gab die ungefähre Anzahl der Bandenmitglieder durch und bat die Kollegen, besonders auf sie zu achten und durchzurufen, wenn sie gesehen wurden. Ich gab ihnen ungefähr eine Viertelstunde, so lange wollte ich mich hier aufhalten. Noch hinter der Bar stehend und den Hörer in der Hand haltend, wandte ich mich wieder an meinen Freund. »Hast du Sir James eigentlich über den neuen Fall berichtet?«

»Nein, auch die Bereitschaftspolizei...«

»Schon gut.« Ich wählte die Nummer des Clubs, in dem der Superintendent um diese Zeit fast immer zu finden war. In der Tat erreichte ich ihn. Selbst Sir James wurde sprachlos, als ich ihm von der Gefahr berichtete, die unsichtbar über der gewaltigen Stadt an der Themse schwebte.

»Und sie haben noch keine Spur, wo die Glocke auftauchen könnte?«

»Nein, Sir.«

Sir James atmete schwer. »Wann könnte ich denn Bescheid bekommen, um Gegenmaßnahmen zu ergreifen?«

»Wenn Sie das Läuten hören.«

»Werden Sie doch nicht kindisch.«

»Es ist aber so, Sir. Vielleicht schaffen wir es früher, verlassen

sollten Sie sich darauf nicht.«

»Gut ich warte hier.«

Als ich aufgelegt hatte, sah ich Suko, der sich eine der Kellnerinnen geschnappt hatte. Sie war ziemlich hart von einem der Treffer erwischt worden und sah auch jetzt noch groggy aus. Suko schleppte sie zur Bar und flößte ihr ebenfalls Whisky ein.

»Vielleicht weiß sie mehr.«

Ich nickte, obwohl ich nicht so sehr davon überzeugt war. »Du kannst es ja versuchen.«

Im Hintergrund, nicht weit von der Tanzfläche entfernt, kroch noch jemand hervor. Er war der Samtanzugträger, den Suko ebenfalls außer Gefecht gesetzt hatte. Und den wollte ich mir vornehmen. Er sah mich nicht kommen, zu sehr war er mit seinen eigenen Problemen beschäftigt. Stöhnend kam er in die Höhe, preßte die rechte Hand gegen den Nacken und bog das Kreuz durch.

In dem Augenblick faßte ich zu. Meine rechte Hand schlug gegen seine Kragen wie die Pranke eines Tigers. Ich riß ihn hoch und schleuderte ihn gleichzeitig herum, so daß er mich anschauen mußte.

»Da wären wir also wieder«, sagte ich.

Für einen Moment schaute er mich starr und ungläubig an. Wahrscheinlich hatte er damit gerechnet, mich zerschlagen am Boden zu finden.

»Ich glaube, wir beide sollten uns mal näher unterhalten, Zack. So heißen Sie doch, oder?«

Er nickte. Seine Elvis-Tolle gab es nicht mehr. Die Haare hingen ihm strähnig in die Stirn.

Ich schleppte auch ihn zur Bar, wo ich das wilde Kreischen des Mädchens hörte. Aus der Kellnerin bekam Suko nichts heraus. Sie war zu einem hysterischen Weib geworden und bestand nur mehr aus Kreischen und Schreien. Dabei verstand ich hin und wieder einige Sätze. Immer lobte sie den Teufel besonders.

Auch Zack schaute die Kellnerin an. Was er sich dabei dachte, wußte ich nicht, jedenfalls riß ihn meine Frage aus seinen Gedanken.

»Wie stehen Sie denn zum Herrn der Hölle?« fuhr ich ihn plötzlich an.

Er zuckte zusammen. »Ich?«

»Ja, wer sonst.«

»Aber ich habe...«

»Auch geschriften«, erklärte ich. »Und Sie wollten, daß man mich zusammenschlägt, nicht wahr?«

Als er in mein Gesicht schaute, bekam er es mit der Angst zu tun. Er drängte sich so weit zurück, bis er die Kante der Bartheke im Rücken spürte. »Ich... ich konnte doch nichts tun.«

»Ach, wirklich nicht?«

»Nein, verdammt.«

»Wieso denn nicht? Ich habe gehört, daß Sie hier für den Laden verantwortlich sind.«

»Ja, nach außen hin.«

»Und wem gehört er wirklich?«

»Das läuft alles über einen Anwalt. Ich kenne nicht einmal die Namen der Besitzer...«

»Heißt der Anwalt vielleicht Sorvino?«

Seine Augen wurden starr. »Ja, ja, so heißt er.«

Dann war mir alles klar. Der wahre Besitzer dieses Schuppens hieß demnach Logan Costello, denn Sorvino arbeitete für ihn. Costello konnte man als den König der Londoner Unterwelt bezeichnen. Er stand schon lange auf meiner Liste, da er auch mit Dämonen paktierte. Leider hatte ich es bisher nicht geschafft, ihn zu stellen.

»Und Sorvino setzt Ihnen so zu?«

»Nein, das nicht, es sind die Zombies gewesen. Diese Schlägertruppe kann man als die eigentlichen Herren bezeichnen. Sie bestimmen, was hier läuft. Ich konnte nichts tun.« Er schaute mich so

flehentlich an, daß ich ihm sogar Glauben schenkte.

»Gut«, sagte ich, »bleiben wir bei den Zombies. Sie haben das Kommando übernommen. Und dann?«

»Erzählte mir Killing Jo etwas über den Teufel.«

»Das Sie geglaubt haben?«

»Zuerst nicht. Bis ich überzeugt wurde und er mich in den Schacht mitnahm. Da habe ich den Magic Man gesehen. Sie müssen ihn irgendwo gefunden haben. Ausgegraben, verstehen Sie? Ich sah ihn und bekam Angst. Hätten Sie ja auch bekommen«, verteidigte er sich.

»Ja, ja, schon gut. Wie ging es weiter?«

Zack hob die Schultern. »Dieser Magic Man war noch tot, aber man redete mir ein, daß er bald wieder zum Leben erweckt würde. Und zwar mit Hilfe des Teufels, dessen Diener er einmal gewesen ist. Und man sprach auch von einer Glocke, die die Ära des Satans einläuten soll. Das haben Sie ja selbst bemerkt, nicht wahr?«

»War ja nicht zu überhören.« Meine nächste Frage kam. »Wann wird die Glocke wieder läuten?«

»In dieser Nacht.«

»Die ist lang.«

»Ich kann es nicht sagen und weiß nur, daß es schrecklich sein wird. Wenn die Totenglocke über Soho läutet, wird das Böse, das in den Menschen steckt, frei. Da können sich schlimme Szenen abspielen, glauben Sie mir. Außerdem hat der Teufel genügend Helfer. Die Zombies werden schon dafür sorgen, daß für ihn alles glattläuft. Auch die restlichen Hexen, die geflohen sind. Alle halten zu ihm.«

»Wo wird sich die Glocke befinden?«

Zack grinste. »Bestimmt nicht in einer Kirche.«

Ich wollte mich nicht auf den Arm nehmen lassen und schüttelte Zack durch. »Okay, Freund, du brauchst nicht viel zu sagen, aber verarschen lasse ich mich nicht.«

»Schon gut.« Er war blaß geworden, auf seiner Stirn glitzerten Schweißperlen. »Man hat mich nicht eingeweih. Wirklich nicht. Ich weiß es nicht. Mir ist nur bekannt, daß mir nichts passieren kann. Aber viele Menschen sollen umkommen. Massentod in Soho, verstehen Sie? Die Glocke läutet das Chaos ein. Und die wird auch für Sie läuten, darauf können Sie sich verlassen. Satan meint es ernst.«

»Ja, das meint er immer, ich aber auch!« hielt ich Zack entgegen.

»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, Mann. Ich bin auch nur eine Figur.«

»Und eine traurige dazu«, konnte ich mir nicht verkneifen, ihm zu sagen. Er schwieg.

Dafür drehte die Frau fast durch. Suko mußte sie mit beiden Händen festhalten. Er hatte seine Finger um ihre Oberarme gekrallt, dennoch hatte er Mühe mit ihr, weil sie sich plötzlich schüttelten, als hätte sie Stromstöße bekommen.

Ihr Kopf flog nach hinten. Das rabenschwarze Haar flog durcheinander. Aus dem Mund drangen heisere Schreie, die sie in Worte umsetzte. »Er läßt uns nicht im Stich. Er zeigt uns den Weg. Satan ist allmächtig. Er ist allmächtig!«

Nach diesen Worten drang ein Schluchzen aus ihrem Mund, und der Kopf sank wieder nach vorn.

Suko schaute mich an. »Verstehst du das, John?«

»Ja, sie ist dem Teufel ergeben. Ich werde...«

Mein Freund erfuhr nie, was ich wollte, da wir beide plötzlich abgelenkt wurden.

Ich hatte den Glockenklang bereits einige Male vernommen. Suko noch nicht, er hörte ihn zum erstenmal.

Der Inspektor wurde blaß...

Zack sprach nicht, Suko sagte auch nichts, und ich schwieg ebenfalls, denn wir lauschten oder wollten den Klängen lauschen.

Die Hexe aber reagierte auf das Glockengeläut. »Daaa!« brüllte sie mit einer sich überschlagener Stimme. »Da ist es. Der Teufel hat die Glocke auf die Erde gebracht, und sie wird dafür sorgen, daß all seine Diener, die den Klang vernehmen, zu ihm kommen können. Ich muß hin...«

Bevor selbst der starke Suko noch reagieren konnte, hatte sie sich losgerissen und rannte quer über die Tanzfläche dem Ausgang der Disco entgegen.

Meinetwegen konnte sie laufen, auch Suko traf keine Anstalten, sie zurückzuhalten. Das war jetzt unwichtig geworden. Der Glockenschlag interessierte mehr.

Zwar vernahm ich den Klang nicht mehr so deutlich wie beim letztenmal, weil ihm doch ein Teil seiner Lautstärke durch die uns trennende Entfernung genommen wurde, doch die Schläge, die wir vernahmen, reichten aus, um meinen Freund Suko bleich werden zu lassen.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

Der Chinese nickte. »Noch nie«, flüsterte er, »habe ich so etwas gehört. Das ist ja gespenstisch.«

»Und wie, mein Lieber, und wie.« Ich hatte die Antwort nur automatisch gegeben, da sich meine Gedanken um die Worte drehten, die ich von Zack gehört hatte.

Massentod in Soho!

Das hatte er wörtlich zu mir gesagt. Und so etwas machte mir Angst. Nicht der Teufel persönlich würde dafür Sorge tragen, seine Diener hatten sich die Stadt vorgenommen, um sich ihm zu beweisen. Ich fragte mich jetzt schon, wie wir das Unheil stoppen sollten. Bestimmt nicht, wenn wir hier nur herumhockten und nichts unternahmen. Mein Blick fiel auf die Uhr.

Bis Mitternacht war noch fast eine Stunde. Manchmal griffen dämonische Wesen ja erst um Mitternacht ein, sie hatten einen

bestimmten Zeitplan, den man auch als ein ungeschriebenes Gesetz bezeichnen konnte. Traf es auch hier zu, hatten wir noch eine kurze Frist. Als ich Suko ansprechen wollte, fiel mein Blick auch auf Zack, und ich entdeckte den starren Ausdruck in seinen Augen, wobei er zusätzlich noch überheblich grinste.

Dieser Ausdruck bewies mir, daß er mehr wußte, als er uns gegenüber zugegeben hatte. Natürlich war auch von ihm bemerkt worden, daß ich dieses Grinsen entdeckt hatte, und auf der Stelle preßte er die Lippen zusammen.

Ich war innerlich auf 140. Die vergangenen Szenen hatten mich aufgewühlt. Unzählige Menschen schwebten wahrscheinlich schon in Gefahr, und nun kam dieser aufgeblasene Fatzke daher und lachte uns noch aus.

Ich drehte zwar nicht durch, aber meine Reaktion kam der anderen schon sehr nahe.

Zack erschrak noch, als er mich dicht vor sich auftauchen sah. Mit beiden Händen packte ich ihn und drehte wieder seine Revers zusammen. »Verdammst noch mal!« fuhr ich ihn an. »Sie wissen sehr gut Bescheid. Was ist geschehen, und was wird noch geschehen? Reden Sie endlich? Sagen Sie, was Sie wissen!«

Ich hatte ihn zurückgedrängt und preßte ihn mit dem Rücken hart gegen den Handlauf der Bartheke.

Er zwinkerte mit den Augen und blies mir seinen warmen Alkoholatem ins Gesicht. »Krieg es doch selbst heraus, Bulle!«

»Mann, ich stecke Sie hinter Gitter...«

Er begann zu lachen. »Das schaffst du nicht mehr. Der Teufel, die Hexen, Magic Man und die Zombies regieren jetzt hier in Soho. Wir alle haben keine Chance mehr. Es sei denn, wir stehen auf ihrer Seite, aber das ist bei dir ja nicht der Fall.«

Nein, es war bei mir nicht der Fall. Natürlich konnte ich ihn nicht mit Gewalt zu einer Aussage zwingen, das wollte ich auch nicht. So

etwas geht mir gegen den Strich.

Auf meiner Schulter spürte ich Sukos Hand. Er drückte so fest zu, daß ich mich gezwungen sah, den anderen loszulassen und mich umzudrehen. »Wir werden gehen«, sagte mein Partner. Der Ansicht war ich ebenfalls. Sollte der Teufel oder seine Großmutter sich um diesen Zack kümmern, uns interessierte er nicht mehr. Wir schritten durch die leere Disco dem Ausgang zu und gelangten in die frostkalte Nacht.

Noch immer läutete die Glocke. Ihr Klang fuhr auch in die lange Straßenschlucht hinein und wehte als Echo zwischen den kalten Häuserfronten. Nicht allein wir vernahmen das Geläut, auch andere hatten es gehört. Die Bewohner der Häuser mußten davon aufgeschreckt sein, denn hinter manchem Fenster sah ich ein bleiches Gesicht erscheinen.

Suko und ich standen vor dem menschenleeren Eingang der Hexendisco und schauten nach vorn.

Aber auch in die Höhe und beobachteten den Himmel. Dort sah ich sie dann.

Suko, der sie zum erstenmal zu Gesicht bekam, staunte. »Meine Güte«, hauchte er, »ist die gewaltig.«

Das war sie in der Tat. Gewaltig und unheimlich zugleich. Ein riesiges Gebilde, dessen Umrisse sich in ihrer Form deutlich vor dem dunkelgrauen kalten Nachthimmel abhoben.

Eine Geisterglocke, die in der Luft stand und sich dennoch bewegte, denn bei jedem Schlag schwang sie von einer Seite zur anderen. Auf gewisse Art und Weise konnten wir uns beide dieser Faszination nicht entziehen. Keiner von uns fragte nach dem Grund, wie so etwas überhaupt möglich sein konnte, wir nahmen es als Tatsache hin und akzeptierten sie auch.

»Kannst du dir ungefähr ausrechnen, wo sie sich befindet?« fragte mich mein Freund.

»Nein, noch nicht...«

»Aber über Soho.«

»Richtig.« Ich deutete in die Höhe. »Das ist hier nordöstlich von uns. Was liegt da?«

»Nichts Besonderes. Einige Kirchen, das Vergnügungsviertel...«

»Gibt es da nicht noch etwas anderes?«

»Wie meinst du, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ach, nichts. Am besten wird es sein, wenn wir fahren.«

»Mit deinem Wagen oder mit der Harley?«

»Wir nehmen den Bentley.« Während dieser Worte hatte ich schon den Schlüssel aus der Tasche gezogen. Zum Glück war kein Schloß vereist. Ich setzte mich hinter das Steuer und hämmerte den Wagenschlag zu. Das Läuten der Glocke war dünner geworden. Ich dachte an die noch ungelösten Rätsel, und als ich vorsichtig anfuhr, breitete sich in meinem Innern ein Gefühl der Furcht aus...

Sie hatten den Schacht verlassen können. Der Teufel war ihnen eine gute Hilfe gewesen und hatte ihnen einen entsprechenden Schleichweg geöffnet. Nun saßen sie auf ihren Maschinen und fuhren die Straße hoch. Nebeneinander rollten sie, hatten eine Reihe gebildet, und sie spürten die Macht in sich hochsteigen. Wer sollte ihnen noch gefährlich werden können, wenn sie vom Höllen herrscher persönlich eine so große Unterstützung zu erwarten hatten? So rollten sie weiter, hockten auf ihren Feuerstühlen wie mechanische Gestalten, denn von ihren Körpern war kaum etwas zu sehen. Es sah so aus, als säßen auf den Maschinen nur kompakte Massen. Hin und wieder fiel ein Lichtreflex auf ihre Helme und ließ diese kalt aufleuchten. Hinter den Sichtvisieren wirkten die Gesichter wie böse Masken, und die weißgrauen Auspuffahnen der Maschinen erinnerten an geisterhafte Lebewesen.

Ihrer Stärke waren sie sich voll bewußt. Wer konnte sie als Mensch noch stoppen? Niemand würde es schaffen. Wenn ihnen jetzt Bullen entgegenkamen, würden die von ihnen zertreten.

Die Zombies wollten ihrem Namen alle Ehre machen. Es war von Killing Jo eine gute Idee gewesen, sich mit dem Gebiet der Schwarzen Magie zu beschäftigen. Zuerst waren sie ja skeptisch gewesen, nun hatte sich einiges geändert, vor allen Dingen mit dem Erscheinen des Magic Man. Er war der springende Punkt gewesen, und um ihn ging es auch, denn die Mumie war ihnen schon vorausgeeilt.

Ein jeder wußte, wo das Ziel lag. Nicht weit entfernt, noch in Soho. Diesmal war es allerdings keine Bar, auch keine Disco oder ein Lokal, sondern etwas ganz anderes.

Ein Tempel!

Der Sektentempel, der längst vergessen worden war. Der Teufel aber hatte sich wieder an ihn erinnert, denn damals, vor langer Zeit, hatte es hier Menschen gegeben, die einem bestimmten Dämon verehrten. Eben den Magic Man!

Diese Verehrung ging so weit, daß unter seinem Namen Morde durchgeführt wurden. Die Polizei war ihnen auf die Spur gekommen, hatte die Sekte gesprengt, aber es war den Beamten nicht gelungen, den Magic Man zu vernichten. Ihn hatten seine Untertanen zuvor aus dem Tempel schaffen und woanders verstecken können. Er war dabei in einen langen Schlaf gefallen, der allerdings mit dem heutigen Tag vorbei war.

Magic Man kam wieder.

Und wie!

Die Bande hatte ihn gesehen. Sie vertraute voll und ganz auf ihn, er würde sie nicht im Stich lassen, und sie wußten auch, wo sie ihn finden konnten.

London duckte sich unter der Kälte. Die Riesenstadt an der Themse

schien eingefroren und kleiner geworden zu sein. Alles kam den Zombies enger und schmäler vor, während sie auf ihren Feuerstühlen hockten und über das glatte Eisparkett rollten.

An manchen Stellen lag noch Schnee. Dort konnte man besser fahren, aber auf den allzu glatten Eisflächen geriet auch die Reihe der Motorräder aus den Fugen.

So hatten die Zombies große Mühe, überhaupt die Balance zu halten, denn gestreut wurde nicht. Bei diesen tiefen Temperaturen nutzte auch kein Streusalz mehr.

Zweimal kamen ihnen Streuwagen entgegen. Aus den großen Drehtrommeln am Heck der Fahrzeuge rieselte Sand und Split auf den eisglatten Boden. Es war mehr eine Beschäftigungstherapie für die Männer. Mitteleuropa mußte sich eben an den Schnee gewöhnen. Die Zombies bogen ab.

Dicht hintereinander fuhren die sechs Maschinen, wobei die Vorder-mit den Hinterrädern zusammenzukleben schienen.

Auch die Sichtschirme der Helme waren eiskalt geworden. Der warme Atem, der gegen die Innenseite schlug, gefror dort zu Eis. Die Sicht wurde entsprechend schlechter.

Aber sie fuhren, denn sie hatten es nicht mehr weit. In den nächsten Minuten erreichten sie ihr Ziel.

Es war ein kleiner Platz. Auch auf ihm glänzte das Eis zwischen den ausgefahrenen Schneespuren. Einer bremste nicht vorsichtig genug. Die Maschine rutschte weg, und auch der Fahrer glitt mit dem abstützenden Fuß aus, so daß er nicht in der Lage war, seine Honda zu halten. Beide gingen zu Boden.

Unter dem Helm drang das dumpfe Fluchen hervor. Ausgerechnet Killing Jo war dies passiert. Zwei andere halfen ihm dabei, die Maschine wieder aufzustellen und aufzubocken.

Für einen Moment versammelten sie sich vor dem Gebäude. Es war der Tempel.

Ein runder Bau mit einem spitz zulaufenden Runddach, das die Form einer übergroßen Zwiebel besaß. Fenster waren noch vorhanden. Auf den Scheiben leuchtete eine bläuliche Eisschicht, wenn sie von den Scheinwerfern der Maschinen angestrahlt wurden.

Die Zombies hatten ihre Sichtvisiere in die Höhe geklappt. Sie waren die ersten, die Hexen würden später kommen, aber der Magic Man mußte schon anwesend sein.

Sie sahen es an den Spuren im Schnee. Wo er hergegangen war, zeichneten sich deutlich die Abdrücke auf der hart gefrorenen Schneefläche ab. Und sie führten direkt auf den Eingang zu.

»Gehen wir!« sagte Killing Jo.

Er machte auch den Anfang. Die anderen hielten sich dicht hinter ihm. Sie sagten nichts mehr. Nur das Knirschen ihrer Tritte war zu hören, wenn der krustige Eisschnee zusammengedrückt wurde. Und wenig später das Knarren der Türangel, als Killing Jo das Eingangsportal nach innen drückte.

Jetzt hatten sie freie Bahn.

Killing Jo blieb für einen Moment stehen. Er hatte die Arme ausgebreitet, so wußten die anderen Bescheid, daß sie ihm zunächst den Vortritt lassen mußten.

Er starnte in die Finsternis des Tempels.

Nach dem Eingang konnte man direkt den Innenraum erreichen. Eigentlich hatte das Gebäude schon längst abgerissen werden sollen, damit auf diesem Grund Wohnhäuser entstehen konnten. Da die Stadt jedoch wenig Geld besaß, wurde das Vorhaben immer weiter hinausgeschoben. Für Typen wie die Zombies war das natürlich günstig. Manchmal wurde der Tempel auch vermietet. Im Sommer an Teppichhändler, die dort ihre Ware ausstellten. Im Winter allerdings blieb er leer. Nicht einmal Penner übernachteten in dem Bau, weil dort keine Heizung vorhanden war.

Dem Magic Man machte das nichts aus. Er war ein totes und

trotzdem lebendes Vampirwesen und von Kälte sowie Hitze unabhängig. Der Hölle hatte er gedient, und der Hölle wollten er weiterhin dienen. Ohne seine Haltung zu verändern, drehte Killing Jo den Kopf. Die hinter ihm stehenden Bandenmitglieder wirkten wie in der Kälte erstarrte Schatten.

»Habt ihr die Fackeln?« fragte er.

»Ja.«

»Zündet sie an!«

Bewegung kam in die neun Zombies. Lange Zündhölzer fauchten und wurden an die mit Pech beschmierten oberen Enden der Fackeln gehalten. Erst waren es nur kleine Flammen, die über das Pech tanzten. Sehr schnell wurden sie größer und damit zu halblangen Feuerarmen, die den Raum vor dem Eingang in ein unnatürliches Licht tauchten, das mehr aus Schatten bestand.

Killing Jo ging vor.

Hinter sich hörte er die knirschenden Schritte seiner Bande. Arme wurden in die Höhe gehoben. Zuckender Fackelschein zeichnete ein geisterhaftes Muster auf die kalten Steinwände. Es war ein sehr großes Rund, daß die Bande betrat, und die jungen Männer hatten ihre Anweisungen vorher bekommen. Sie wußten, wie sie sich zu verhalten hatten, deshalb lösten sie die Reihe auf und bauten sich genau verteilt an den Mauern des Tempels auf, so daß sie einen Kreis bilden konnten.

Die Arme hielten sie halbhoch und angewinkelt. Mit den Ellbogen stützten sie sich dabei am Mauerwerk ab, damit ihre Arme nicht so schnell ermüdeten.

Killing Jo ging vor. Seinen Helm hatte er aufbehalten. Er schritt breitbeinig wie ein Westernheld, und um seine dicken Lippen hatte sich ein Lächeln gelegt.

Dieses Lächeln galt einer Person.

Dem Magic Man!

Er war der ungekrönte Mittelpunkt des Tempels, und seine Anwesenheit verbreitete zu der herrschenden Kälte noch ein gewisses Grauen, das aus den Tiefen eines Grabes gestiegen zu sein schien. Aus dem U-Bahn-Schacht war er über den Fahrstuhl in die Disco und von dort nach draußen gelangt. Keiner hatte seinen Weg stoppen können, den er bis zum Ende durchschreiten wollte. Der Teufel stand auf seiner Seite. Satans Macht sollte auf ihn übergehen, damit er für den Höllenfürsten weitere Diener sammeln konnte. Gestärkt worden war er durch das Blut eines jungen Mädchens. Deshalb wirkten seine Bewegungen auch nicht mehr so abgehackt, sondern schon fast glatt und flüssig.

Er stand da und schaute den Ankömmlingen entgegen. In seinem alten, borkigen, mumienhaften Gesicht regte sich nichts. Nur die Augen glänzten. In ihnen spiegelte sich zudem der Widerschein des Feuers, so daß die schmalen Pupillen wirkten, als wären sie mit Flammen ausgefüllt.

Killing Jo blieb vor dieser Gestalt stehen. »Wir sind da, Magic Man«, sagte er. »Wir haben endlich deine Heimat erreicht. Hier bist du aufgewachsen, hier wirst du weiterhin deine Ruhe haben und deine Macht ausüben können. Der Teufel, die Hexen und wir tragen dafür Sorge. Wir verehren dich, Magic Man. Vor mehr als fünfzig Jahren ist deine Sekte von widerlichen Menschen in alle Winde zerstreut worden, wir aber sind gekommen um sie Wiederaufleben zu lassen. Du bist der Meister, wir sind deine Diener. Aus einem fernen Land, das Amerika heißt, hat man dich mitgebracht, dich, den Uralten. Schon die Ureinwohner dieses Landes haben dich angebetet, wir werden dies wiederholen.«

Der Magic Man hatte die Worte gehört. Ob er sie auch verstanden hatte, war ihm nicht anzusehen. Sein Blick blieb nach wie vor ausdruckslos, aber er breitete die Arme aus.

Killing Jo, der bisher ein wenig davor gezittert hatte, atmete auf.

Diese Geste sagte ihm genug.

Willkommen sollte sie heißen. Ja, man hieß ihn und seine Freunde willkommen.

In diesem Augenblick tat der Bandenchef etwas, das er noch nie getan hatte.

Er verbeugte sich.

Den Oberkörper drückte er nach vorn, und die übrigen neun Zombies sahen dies mit großem Erstaunen. Als er sich wieder aufrichtete, hatte er auch die gleich die nächste Frage parat.

»Was sollen wir tun, Magic Man?«

Die uralte, aus den Staaten nach England gekommene Mumie bewegte den Kopf. »Das kann ich euch sagen«, erwiederte sie. Woher die Stimme kam, war nicht festzustellen, denn der Mund war regungslos. »Ihr müßt warten.«

»Auf wen?«

»Sie wird gleich läuten!«

Es waren keine flüssig gesprochenen Worte, die die Zombies hörten. Krächzend und abgehackt drangen sie aus dem Schädel, aber jeder wußte Bescheid. Auf die Glocke würden sie warten. Wenn ihr Klang über Soho wehte, würden sie reagieren.

Niemand sprach mehr. Zwar breitete sich auch keine Stille aus, aber das Fauchen der Fackeln erinnerte die wartenden Bandenmitglieder an flüsternde Stimmen aus der Unterwelt.

Hatte Asmodis bereits sein Zeichen gesetzt?

Sie warteten ab. Ein jeder spürte den gewissen Druck, ohne daß er es zugeben wollte, aber so abgebrüht waren die jungen Männer noch nicht, als daß sie nicht die innere Spannung gespürt hätten, die sich in ihren Körpern ausbreitete.

Die lange Vorbereitungszeit näherte sich dem Ende. Schon zweimal hatte die Glocke geläutet. Wenn ihr Klang ein drittesmal über das Häusermeer schwebte, war der große Zeitpunkt erreicht. Killing Jo

reihte sich nicht in den Kreis der anderen ein. Er blieb dicht neben dem Magic Man stehen. Und er spürte auch die Kälte, die allmählich in seinen Körper kroch.

Es begann bei den Füßen. Sie breitete sich weiter aus, zog bis in seine Hüften, und wie kalt es war, das konnte er am Sichtvisier erkennen, denn innen glitzerten Eiskristalle. Selbst die dicken Handschuhe schützten kaum noch. Er spürte, daß seine Finger allmählich steif wurden. Manchmal bewegte sich auch einer der anderen. Das lange und unbewegliche Stehen ließ sie fast am Boden festfrieren, so daß sie hin und wieder ein Bein heben mußten, um den Kreislauf in Bewegung zu halten.

Der Magic Man störte sich daran nicht. Unbeweglich hockte er auf dem Boden. Ihm machte die Kälte nichts aus, denn ein schon toter Körper konnte nicht mehr frieren. Die Feder, die aus seinem grauen, mit Eiskristallen bedecktem Haar stach, sah aus wie ein dünner, gefrorener Zapfen, der hin und her zitterte, wenn ein leichter Lufthauch gegen sie fuhr.

Ansonsten herrschte das große Schweigen vor.

Ein wenig Wärme gab das Fackellicht. Deshalb bewegten die Träger auch ihre Arme hin und wieder, so daß sie den Hauch der Flammen dicht an ihren Gesichtern vorbeihuschen ließen.

Sie alle hatten sich entschlossen. Keiner konnte mehr zurück, es sei denn, er war lebensmüde.

Die Sucht nach dem Teufel hatte ihrem Leben wieder einen Sinn gegeben. Nur ahnten sie nicht, daß es der falsche Sinn war, für den es nur ein Ziel gab.

Das Verderben!

Als sich der Magic Man, ohne zuvor irgendein Anzeichen zu geben, ruckartig bewegte, erschraken nicht nur die neun wartenden Fackelträger, auch Killing Jo wurde überrascht. Er trat einen halben Schritt zurück und starrte die Mumie an.

Sie hatte bisher nur die Arme bewegt. Das aber änderte sich, denn plötzlich stemmte sie sich hoch.

Ohne fremde Hilfe ging dies vor sich. Die Zombies wunderten sich über die Gelenkigkeit dieser uralten Gestalt, die jetzt vorging, auf Killing Jo zuschritt, so daß dem nichts anderes übrigblieb, als zur Seite zu weichen, denn er mußte für seinen Herrn und Meister den nötigen Platz schaffen.

Auf direkten Weg näherte sich der Magic Man dem Ausgang. Er ging hoch aufgerichtet, als hätte ihm jemand einen Stock gegen den Rücken gedrückt.

Killing Jo hatte keinerlei Anweisungen bekommen, wie er handeln sollte, deshalb entschloß er sich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Bevor er dem Magic Man folgte, drehte er sich noch um und schaute seine Kumpane an.

»Kommt!« zischte er nur.

Die neun Zombies nickten. Sie waren froh, sich bewegen zu können, obwohl sie den Grund noch nicht sahen, denn das Läuten der Glocke hatte keiner von ihnen vernommen.

Unter ihren Füßen knirschte der Dreck, als sie sich dem Ausgang näherten. Der Magic Man hatte den alten Tempel bereits verlassen und hielt sich vor dem Eingang auf, denn seine Gestalt hob sich von der hell schimmernden Schnee- und Eisdecke deutlich ab. Jede Kontur war bei ihm zu erkennen.

Die zehn Zombies traten ebenfalls nach draußen. Wieder geisterte das Licht der Fackeln über den Platz. Es schuf nur einen zuckenden Schein und eine gewisse Einbildung von Licht und Wärme. Ansonsten standen sie weiterhin in klirrender Kälte und warteten auf das große Ereignis, das ihrer Meinung nach einfach kommen mußte.

Und es kam.

Der Magic Man gab ihnen wieder das Zeichen. Als er seinen mumifizierten Kopf bewegte, ihn in den Nacken legte und in den

nachtdunklen, bläulich schimmernden Himmel starre, folgten die anderen dieser Blickrichtung. Wenn die Glocke erscheinen würde, dann nur in der Höhe.

Sie hatten sich nicht getäuscht.

Irgendwo am Himmel, an der Grenze zwischen der normalen Dimension und der Unendlichkeit, bewegte sich etwas. Dort schien das dunkle Firmament für einen Augenblick aufgerissen zu werden, als würde da das rote Positionslicht eines Rugzeuges lautlos hergleiten. Das war es nicht.

Dafür schauten die Zombies auf einen rötlichen Schimmer, einen leichten Schein, wie ihn die eine Seite der Glocke abstrahlte, auf der das Gesicht des Teufels zu sehen war.

»Er ist es!« flüsterte Killing Jo heiser. »Verdammtd, er ist es. Satan lässt uns nicht im Stich.«

Die anderen und auch der Magic Man sagten nichts. Sie schauten nur in die Höhe und warteten auf die Glocke.

Sie ließ nicht lange auf sich warten. Aus der Unendlichkeit schob sie sich hervor. Es entstand kein Laut. Nahezu geisterhaft glitt sie immer weitervor, wobei die Zuschauer das Gefühl hatten, als würde sie kaum näher kommen, obwohl sie größer wurde.

Die Seite mit dem Teufelsabdruck war ihnen zgedreht. Sehr genau konnten sie das Gesicht ihres großen Meisters erkennen, sie sahen auch die Augen und bekamen das Gefühl, als würde in deren Pupillen für sie eine Botschaft stehen.

Noch rührte sich nichts. Nach wie vor hing der Klöppel bewegungslos, aber die Glocke würde ihrer eigentlichen Aufgabe bestimmt nachkommen und mit ihrem Todesgeläut beginnen.

Eine so große Glocke hatte keiner der Bandenmitglieder bisher in seinem Leben gesehen. Sie war so gewaltig, das man sie in ihren Ausmaßen mit den Umrissen eines kleinen Hauses vergleichen konnte. Ein unheimlich und gespenstisch wirkendes Gebilde, das

sich ihnen immer weiter näherte und in einer geraden Linie über dem runden Dach des Tempels endlich zum Stillstand kam.

Dabei bildete die Glocke fast die Verlängerung der Dachspitze, und noch immer rührte sich der Klöppel nicht. Wie ein Zapfen stand er zwischen den beiden Hälften.

Das dreieckige, häßliche Teufelsgesicht starre zu ihnen hinab. Da sie die Köpfe in den Nacken gelegt hatten, bekamen sie das Gefühl, daß der Blick des Teufels jeden von ihnen genau erfaßte. Selbst die abgebrühten Rocker erschauerten unter diesem Eindruck. Manch einem rann nicht allein wegen der Kälte eine Gänsehaut über den Rücken, es war eben das nicht faß- und erklärbare Grauen, das diese Augen entließen, um die Menschen in ihren Bann zu zwingen.

Es begann mit einem heiseren Schrei des Magic Man, bei dem sich selbst die Rocker erschraken und sich unwillkürlich duckten, denn so etwas hatten sie auch nicht erwartet.

Der Magic Man schrie weiter. Und sein Schreien ging über in Worte. Er redete in einer Sprache, die keiner der Menschen verstand. Das mußten Urlaute sein, die aus seinem Maul drangen, vom Teufel jedoch verstanden wurden, denn sie dienten der Glocke gleichzeitig als Startzeichen.

Zunächst war es nur ein Zittern des Klöppels, das die Rocker sahen. Ein kurzes Beben, mehr nicht, dann aber geriet der Klöppel in Bewegung und begann zu schwingen. Er pendelte plötzlich von einer Seite zur anderen und bekam einen ersten Kontakt mit der inneren Glockenwand. Der erste Schlag hallte auf.

Es war ein dumpfer Ton, der durch Dunkelheit und Nacht getragen wurde, als läge er unsichtbar auf einem wehenden Tuch, das seine Botschaft verbreiten wollte.

Der zweite Schlag, der dritte und der vierte...

Erste Echos entstanden, und aus den vereinzelten Schlägen war bereits das Geläut geworden.

Immer dumpf klingend und von einer Botschaft berichtend, die in der Hölle geboren war.

Der Klang breitete sich in alle Richtungen hin aus. Bis hoch zu den kalt glitzernden und vereinzelt am Himmel stehenden Sternen schien er dringen zu wollen, um auch die letzten davon zu überzeugen, daß der Teufel seinen Siegeszug angetreten hatte.

Und die Rocker standen da, hatten die Köpfe in den Nacken gelegt, bebten, zitterten und wünschten sich, daß der Satan es allen zeigen möge.

Der Magic Man drehte sich um. Seine Arme waren wieder nach unten gesunken. In den sonst glanzlos wirkenden Augen lag ein Leuchten, und als er unter seinen Poncho griff, holte er eine gewaltige Waffe hervor, die bisher keiner von den Zombies gesehen hatte.

Es war ein Tomahawk!

Eine Wurfwaffe, wie sie bei den Indianern schon seit Jahrhunderten eingesetzt wurde. Nur besaß dieser Tomahawk eine besondere Größe. Er war ungefähr dreimal so groß wie ein normaler Tomahawk, und als der Magic Man ihn durch die Luft schwang, glühte die vorn an beiden Seiten scharf zulaufende Schneide in einem dunklen, kalt wirkenden grünen Licht.

Die Rocker sahen die Waffe, und sie zuckten unwillkürlich zurück, da ihnen dieses Wurfgeschoß unheimlich geworden war.

»Er macht mich unbesiegbar!« versprach der echte Zombie. »Er ist gewaltig und stark. Selbst Manitu würde es nicht schaffen, ihn zu vernichten, denn diese Waffe ist in der Lage, sein für ihn heiliges Lasso zu durchtrennen. Solange ich sie besitze, werde ich existieren, denn mein Leben und der Tomahawk sind eng miteinander verbunden. Wer von ihm getroffen wird, stirbt.«

Und dann demonstrierte er diese Tatsache auf eine schreckliche Art und Weise.

Wie ein Fallbeil fiel sein Arm nach unten. Auf halber Höhe verließ der Tomahawk seine Faust, jagte wie ein grüner Schatten durch die Luft und traf voll...

Den Zombies stand plötzlich das kalte Entsetzen in den Gesichtern geschrieben. Sie alle hatten das Grauenvolle mitbekommen und auch die Gnadenlosigkeit, mit der der Magic Man die Funktion seiner Waffe demonstrierte.

Als Ziel hatte er sich einen lebendigen Menschen ausgesucht. Einer der Rocker stand plötzlich in hellen Flammen. Es war kein Feuer, wie es die Fackel abgab, obwohl sich ihr Schein mit dem fauchenden, grünen Licht vermischt, das plötzlich in die Höhe schoß und den Jugendlichen wie einen Mantel umgab.

Für die Länge eines Atemzuges stand die Flamme praktisch in der Luft. Dann sank sie zusammen, und zwar so schnell, als hätte man einen Schwall Wasser über sie gegossen.

Und mit ihr verschwand auch der Rocker. Von ihm war nur mehr grünlich flimmernder Staub zurückgeblieben, der sich allmählich dem Boden entgegensekte und dort wie ein kleiner Haufen Knochenasche liegenblieb. Daneben hatte die Fackel ihren Platz gefunden, und eine Armlänge entfernt lag die mörderische Waffe.

Das unheimliche Glockengeläut hatte den Rocker in den Tod begleitet. Noch immer schwang es als eine höhnische Warnung über den Nachthimmel und drang durch Hauswände und selbst in die versteckt liegenden Orte.

Der Bande hatte es die Sprache verschlagen. Doch ein jeder der neun war schließlich froh, daß es nicht ihn erwischt hatte, und sie schauten zu, wie der Magic Man einen Arm hob.

Es war das Zeichen für den Tomahawk!

Ohne daß jemand zu ihr gegangen wäre, hob sich die Waffe vom Eisboden hoch, drehte sich einige Male in der Luft und jagte wie ein

Bumerang auf die fangbereite Klaue des Magic Man zu. Wie eine Greifzange schlossen sich die Finger um den Griff, der Arm sank nach unten, und noch in der Bewegung drehte sich der Unheimliche mit, um seine Diener anblicken zu können.

Die waren nach wie vor sprachlos. Deshalb übernahm der Magic Man das Wort. »Erst das Läuten der Glocke hat dieser Waffe wieder ihre ursprüngliche Kraft gegeben. Zuvor konnte ich sie nicht einsetzen, denn zunächst mußte sie von der Macht des Bösen durchdrungen sein. Das ist nun geschehen. Wer soll uns jetzt noch aufhalten. Solange die Glocke läutet, sind wir unbesiegbar, und auch ihr werdet die Macht und die Kraft des Bösen spüren, die von der Höhe über euch kommen wird.«

Waren die Mitglieder der Bande zuvor noch bis ins Mark schockiert gewesen, so zeigten sie sich nun auf eine kaum vorstellbare Art und Weise fasziniert.

Das hatte die Kraft des Bösen bei ihnen geschafft. Sie waren völlig unter dessen Kontrolle geraten.

Killing Jo fing sich als erster. Auch er mußte sich räuspern, um die Worte hervorbringen zu können. »Wie geht es denn weiter?« fragte er den Magic Man. »Was sollen wir tun?«

»Nichts zunächst«, lautete die Antwort. »Wir brauchen nichts.« Er deutete mit seiner Waffe in die Höhe. »Es ist die Glocke, die alles richten wird. Ihr Klang putscht die Menschen auf und sagt ihnen, was sie zu tun haben.«

Killing Jo war einerseits froh, sich nicht einmischen zu brauchen, andererseits gehörte er zu den Typen, die auch nicht inaktiv blieben.

»Und wie wird das aussehen?« fragte er. Er bekam eine Antwort, die nur mehr aus drei Worten bestand. Aber sie reichte völlig.

»Mord und Totschlag!«

Schon nach einigen Metern stoppte ich, löste den Gurt und öffnete

die Wagentür. Suko war überrascht. »Hast du schon keine Lust mehr?« fragte er.

»Das auch, aber ich möchte etwas holen.«

Mein Partner und Freund hob die Schultern. Ich ging vorsichtig um den Bentley herum, auf dessen Karosserie eine fast fingerdicke Schicht aus Eis lag. Ich hatte die Heizung der Heckscheibe eingeschaltet. Dort taute das Eis zum Glück weg, so daß es in langen Tropfenbahnen nach unten rann. Vorhin hatte ich noch Glück gehabt, als wir in den Wagen stiegen. Das Glück verließ mich nun, denn das Schloß zum Kofferraum war zugefroren. Vom Klang der Glocke begleitet, holte ich mein Feuerzeug hervor, knipste es an und hielt die Flamme gegen den Schlüssel. Das Metall erwärmte sich schnell, so daß auch das Eis wegtauen konnte, als ich den Schlüssel vorsichtig in das Schloß führte. Die Scharniere der Haube knirschte. Zum Glück waren die Schlosser meines Einsatzkoffers nicht zugefroren. Sie konnte ich normal aufspringen lassen.

Der Bumerang lag bereit. Diese Waffe, die sehr stark reagierte, wollte ich unbedingt bei mir wissen, nahm sie deshalb an mich und steckte sie weg.

So gerüstet fühlte ich mich besser.

Bevor ich einstieg, blieb ich noch am offenen Wagenschlag stehen, schaute in den Himmel und sah weit über den Häusern die gewaltige Glocke. Sie schwebte in der Luft wie ein großes Abziehbild, mit dem fratzenhaften Gesicht des Teufels an ihrer vorderen Seite, das mir selbst aus dieser großen Entfernung höhnisch zuzugrinsen schien.

»Verdammst!« flüsterte ich heiser. »Ich kriege dich noch. Das schwöre ich dir, du Höllenherrscher. Wenn es heute nicht ist, dann morgen oder übermorgen.« Mit diesem Versprechen tauchte ich wieder in meinen silbergrauen Bentley.

»Was hast du gesagt?« fragte Suko.

Ich rammte die Tür zu. »Nichts.«

Suko hob die Schultern. »Du hast deinen Bumerang geholt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Das war gut.« Mehr sagte er nicht. Auch ich sah keinen Grund, mich zu unterhalten, da ich gestartet war und mich auf die gefährliche, eisglatte Fahrbahn konzentrieren mußte.

Auch Suko saß angespannt neben mir. Kurz nach dem Start hatte ich leichte Schwierigkeiten. Der Bentley war mit den Hinterrädern auf einem besonders glatten Eisstück gelandet, so daß die Reifen sich auf der Stelle drehten.

Ich kam trotzdem frei und mußte mir Sukos spöttische Bemerkung anhören. »Ein toller Winterfahrer bist du auch gerade nicht.«

»Mach du es besser!«

»Ich warte lieber auf Tauwetter.«

Es war für uns beide ziemlich ungewohnt, durch ein London zu fahren, daß unter dieser gewaltigen und unnatürlichen Kälteglocke litt. Weshalb sollte es uns besser ergehen als allen anderen Mitteleuropäern? Auf dem Festland sah es noch schlimmer aus. Selbst in den südlichen Regionen stöhnten die Leute unter der Kälte. In Frankreich waren sogar zahlreiche Menschen erfroren.

Soho kannte ich gut. Früher privat und heute beruflich hatte ich mich oft genug in der Szene herumgetrieben. In dieser mit dumpfen Glockengeläut erfüllten Nacht kam mir alles anders vor. Da sahen selbst bekannte Orte und Plätze fremd aus, so daß ich das Gefühl hatte, mich in einer völlig anderen Welt zu bewegen.

Wohin ich sah, starre Kälte. Alles schien eingefroren zu sein. Keine Menschenseele ließ sich blicken. Eine leere Straße in Soho. Wann hatte es das schon einmal gegeben?

Obwohl das Gebläse des Wagens auf Hochtouren lief und mittlerweile warme Luft gegen die Innenseiten der Scheiben ströhmte, hörte ich dennoch das Läuten der Glocke. Dieses Geräusch

mußte durch jede Mauer dringen, in den letzten Winkel eines Hauses oder Kellers. Deshalb wunderte es mich, daß ich noch keinen Menschen auf der Straße sah, der nachschaute, was dieses Geräusch zu bedeuten hatte. Suko griff zum Telefon. »Ich setze mich mit dem Einsatzleiter in Verbindung«, erklärte er.

Die Idee war gut. Meine Bestätigung bekam er durch ein Nicken. Während ich fuhr, lauschte ich gleichzeitig Sukos Antworten.

»Sie haben auch schon davon gehört?« fragte mein Freund.

»Durch Anrufe? Also... nein, Sie brauchen nicht einzugreifen. Geben Sie die Meldungen auch weiter. Wir wollen keine weiteren Polizisten. Wenn sie erforderlich sind, sage ich Ihnen Bescheid. Klar?«

Suko lauschte noch einige Sekunden und legte danach auf. »Es war schwer, den Kollegen zu überzeugen, aber schließlich hat er alles eingesehen. Er wird sich also nicht rühren.«

»Eine Panik können wir jetzt nicht brauchen«, stand ich ihm bei. Noch vor dem Gespräch meines Freundes hatte ich darüber nachgedacht, wie leer die Straßen doch waren. Dies änderte sich nun. Auf der rechten Seite und fast mit uns auf einer Höhe wurde eine Tür aufgestoßen. Was sich hinter der Fassade befand, hatte ich zuvor nicht gewußt. Erst als rotes Licht auf den Gehsteig fiel und sich innerhalb des Scheins ein menschlicher Umriß zeigte, erkannte ich das Mädchen. Es trug einen schwarzen Minirock, eine dunkle Strumpfhose und hatte um den Oberkörper eine Jacke aus weißem Fell geschlungen. Es stolperte auf die Straße, verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Dann kroch die Kleine auf allen vieren weiter und blickte über die Schulter hinweg angstfüllt zurück.

Ich bremste.

Leider ein wenig zu plötzlich und zu stark, so daß der Wagen nach rechts wegrutschte und auf die Straßenmitte geriet. Schräg blieb er stehen und mit der offenen Haustür in gleicher Höhe.

»Es geht schon los!« hörte ich Suko sagen.

»Ja, und du bleibst hier. Ich schaue mir die Sache allein an. Vielleicht mußt du woanders eingreifen.«

»Das hätte mir noch gefehlt.«

Ich erwiderte nichts. Losgeschnallt hatte ich mich bereits und stieg aus. Ich war vorsichtiger als das Mädchen, ging breitbeinig und wie auf rohen Eiern über die Straße.

Die Kleine sah mich kommen. Ohne Grund begann sie zu schreien, als mein Schatten über sie fiel. Sie hockte noch immer auf Knien und Händen. Einen Arm streckte sie aus, als wollte sie mögliche Schläge von mir abwehren.

»Ich tue Ihnen nichts«, sagte ich mit möglichst ruhiger Stimme. »Ich will nur wissen, was geschehen ist.«

»Da dreht jemand durch.«

»Wer?«

Sie begann zu heulen. Schon vorher vergossene Tränen hatten verschmierte Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. »Das war plötzlich. Wir hatten einen Kerl. Als der das Läuten hörte, wurde er wild. Dann kamen noch zwei junge Weiber an mit grün gefärbten Haaren. Sie schrien etwas von der Zeit des Teufels, und der andere hörte das. Es war, als hätten sie sich abgesprochen.«

Mir reichte der Bericht völlig aus. Es ging los. Es war also kein Bluff oder eine Lüge gewesen, was man uns in der Disco erzählt hatte. Wenn die Glocke läutete, würde das Böse, das in gewissen Menschen steckt, kommen.

Als ich an dem Mädchen vorbei war, hörte ich noch einmal seinen Ruf.

»Der hat schon gekillt.«

»Wen?«

»Snuggles.«

»Wer ist das?«

»Ein Zuhälter.«

»Okay, danke.« Mir liefen Eisschauer über den Rücken. Wahrscheinlich erwartete mich eine Hölle, und vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich Suko mitgenommen hätte, aber er mußte einfach im Wagen warten, denn viel konnte noch passieren.

Ich war nur froh, daß dieses verfluchte Läuten nicht auf alle Menschen diesen grausamen Einfluß besaß und nur eine bestimmte Personengruppe traf, die sich tatsächlich zum Satan hingezogen fühlte und vielleicht schon einmal Kontakt mit ihm gehabt hatte. Anders wäre es unvorstellbar gewesen.

Ich tauchte in den schmalen Flur, der hinter der Tür lag. Die Treppe nahm die gesamte Breite des Flurs ein. Erhellt wurde er durch eine dicke, rote Kugel, die unter der Decke hing.

Ich blieb für einen Moment vor der untersten Stufe stehen. Die Ruhe im Haus gefiel mir nicht. In ihr steckte eine gewisse Spannung die sich sehr bald schon zu einer gewaltigen Explosion lösen konnte. Die Treppe war mit einem Läufer belegt, der die einzelnen Stufen nur mehr in der Mitte abdeckte. Über diesen Läufer schritt ich hoch. Noch hatte ich meine Waffe stecken lassen, war aber bereit, sie blitzschnell zu ziehen. Kurz bevor ich das Ende der Treppe erreichte, hörte ich schon die Geräusche.

Es war ein Stöhnen, dazwischen ein Kichern, und auch jammernde Laute vernahm ich.

Der Gang in der ersten Etage knickte nach links weg. Auf der letzten Stufe blieb ich noch für einen Moment stehen und peilte um die Ecke. Sie erwischten mich, als ich den Kopf vorschob. Dabei mußten sie dicht an der Wand gelauert haben und hatten mich wohl auch kommen hören. Vor meinem Auge tauchte eine gespreizte Hand auf. Obwohl alles blitzschnell ging, erkannte ich schwarz lackierte Fingernägel, die an ihrem oberen Ende spitz wie Dolche gefeilt waren. Nur noch ein wenig konnte ich den Kopf zurücknehmen, aber

mich erwischten sie trotzdem.

Ich vernahm das wilde Kreischen, spürte an der Stirn und dicht am Ohr den Schmerz und hatte das Gefühl, von einem glühenden Eisen gestreift zu werden.

Ein heißes Metallstück war es nicht. Dafür einer der spitzen Nägel, die mir die Haut aufgerissen hatten. Mein Gesicht wurde durch einen blutigen Streifen entstellt. Zwischen Gang und Treppe existierte nur ein sehr schmaler Podest. Ich durfte nicht nach hinten ausweichen, dann nämlich riskierte ich, die Stufen rücklings hinabzufallen, und so etwas konnte mit schweren Verletzungen oder noch schlimmer enden. Also warf ich mich vor und dieser verdamten Gefahr direkt entgegen. Es war kein höllisches Wesen, das mich hier in Empfang genommen hatte. Dieses Mädchen kannte ich. Es gehörte zu den Kellnerinnen aus der Disco. Sie und ihre Kolleginnen waren ausgesickt worden, um die Botschaft des Teufels im Verein mit der dumpf klingenden Glocke unter die Menschen zu bringen.

Bei mir war sie an den falschen geraten.

Meine Rechte kam voll durch. Genau im richtigen Augenblick, denn sie hatte wieder kratzen wollen, und die zehn gekrümmten Finger waren dicht vor meinem Gesicht erschienen.

Einen Moment später waren sie verschwunden. Da hatte es die Kleine hart erwischt, und sie torkelte nach hinten in den schmalen Gang hinein. Aber es war noch eine zweite da. Woher sie sich den schweren Kerzenständer besorgt hatte, wußte ich nicht, jedenfalls holte sie bereits aus, um mir das Ding auf den Schädel zu schmettern.

Ich warf mich zur Seite und drehte mich gleichzeitig, so daß ich mit dem Rücken gegen die Wand fiel.

Das Mädchen schlug noch nicht zu. Es war geschickt und drehte sich ebenfalls.

Diesmal kam meine Handkante mal von unten, und sie war gut gezielt. Wuchtig hämmerte sie gegen den rechten Unterarm der

Kellnerin. Sie verzog das Gesicht, so daß es fast so wirkte wie die alte Maske, die sie während ihrer Arbeit getragen hatte.

Der Kerzenständer wurde für sie plötzlich zu schwer. Er rutschte aus ihrer Hand und fiel nach unten. Er hatte dabei kaum den Boden berührt, als ich schon bei ihr war und sie packte. Mit einem Ruck zog ich sie zu mir heran, drehte sie dann um und preßte sie mit dem Rücken sehr hart gegen die Gangwand.

Sie spie mich an.

Ich schlug ihr gegen die Wange.

Das Klatschen und das Brennen auf der Haut ließen sie ruhiger werden.

»Wo sind die anderen Mädchen und wo ist dieser Mörder?« fragte ich energisch.

»Du wirst sie nicht finden. Und wenn, bringt er dich um!«

Ich sah ein, daß ich aus ihr nichts mehr herausbekommen konnte. Damit sie mir nicht weiter gefährlich werden konnte, mußte ich sie »einschläfern«. Das tat ich mit einem gezielten Karateschlag. Die zweite Kellnerin kniete auf dem Boden und hatte beide Hände gegen ihren Leib gepreßt. Ihr Gesicht war grün angelaufen. Allerdings nicht durch irgendwelche Farben, es ging ihr einfach schlecht. An ihr schritt ich vorbei. Ich wußte auch nicht, ob sie mich überhaupt bemerkte, weil sie mehr mit sich selbst beschäftigt war. Dieser Gang war mehr ein Korridor. Auch hier leuchtete rotes Licht, damit jeder sofort wußte, wo er sich befand.

Schmale Türen zweigten ab, und jedes Stück Holz besaß eine Nummer. Ich lief den Korridor entlang, sah wieder eine Treppe, doch die bestand nur aus drei Stufen.

Hinter der letzten lag jemand auf dem Boden.

Das mußte dieser Snuggles sein. Womit er getötet worden war, wußte ich nicht. Ich sah nur die schreckliche Wunde und die starren Augen, die wie gläserne Kugeln wirkten.

Mit angehaltenem Atem stieg ich über ihn hinweg. Jetzt zog ich auch die Beretta.

Der Flur vor mir war nicht so groß wie der andere, allerdings ebenso schmal. Auch sah ich nur eine Falttür abzweigen. Und zwar an der linken Seite.

»Meine« Hälfte war geschlossen, so daß ich die Person nicht sehen, nur hören konnte.

Es waren keine Worte, die ich vernahm. Ein klagendes Jammern und Stöhnen, als wäre jemand verletzt.

Dazwischen vernahm ich das helle Kichern eines Mannes. Es hörte sich an, als wäre der Kerl dem Wahnsinn verfallen, aber wer mit dem Teufel paktierte, dem mußte man dieses Attribut schon zugestehen. Ich schlich näher, hielt mich dabei dicht an der Wand und erreichte auch die geschlossene Hälfte der Falttür, ohne daß jemand etwas von meinem Kommen bemerkt hätte.

Ein Vorteil.

Noch einen Schritt ging ich vor. Der Teppich dämpfte jeden Laut. Und ebenso behutsam peilte ich um die Türecke herum.

Ich wußte ja, in welch einem Haus ich mich befand. Zimmer wie das, in das ich hineinschaute, gehörten ebenfalls dazu. Da gab es mehrere mit rotem Stoff überzogene Liegen. Und oben an der Wand, auf einem Regal, standen drei Fernsehapparate. Der Ton war leiser gedreht worden, aber die entsprechenden Filme flimmerten nach wie vor über die drei Mattscheiben.

Dieses Zeug war für mich uninteressant. Davon ließ ich mich auch nicht ablenken, mich interessierten die anderen Dinge viel mehr. Vier Mädchen zählte ich.

Drei von ihnen saßen völlig verschüchtert und fast nackt auf den Liegen. Die vierte kniete auf dem Boden. Hinter ihr stand der Typ, vor dem mich die Kleine auf der Straße schon gewarnt hatte.

Er war schon älter. Ich sah nur seinen Rücken und auch den

schmalen Haarkranz, der auf seinem Kopf lag und nur den hinteren Teil davon bedeckte.

Hemd und Hose trug er, wobei die Hosenträger nicht über seiner Schulter, sondern nach unten hingen.

Das alles war normal, sogar harmlos. Mich allein störte die schwere Waffe in seiner rechten Hand. Es war ein Revolver, auf dessen Mündung das lange Rohr eines Schalldämpfers geschraubt worden war. Und der Kerl hatte die Mündung in den Nacken der angststarren Dirne gepreßt.

Das Mädchen hielt den Kopf gesenkt. Es war nicht fähig, auch nur ein Wort hervorzustoßen. Was über ihre Lippen drang, war nicht mehr als ein Jammern, Klagen und Stöhnen.

Der Kerl sprach, und er redete so, wie ich es mir vorgestellt hatte. »Hört ihr die Glocke, Mädchen? Hört ihr sie? Es ist herrlich. Ich habe darauf gewartet. Als ich das Klingen vernahm, durchzuckte es mich wie ein Stromstoß, denn ich wußte, daß die Zeit reif ist. Endlich ist sie reif, und endlich ruft er nach mir. Wißt ihr, wen ich meine, ihr miesen Weiber? Wißt ihr das?« Da er keine Antwort bekam, sprach er weiter. »Es ist der Teufel. Ich habe ihn schon immer geliebt, aber durch die Glocke hat er sich mir offenbart. Es ist sein Signal. Jeder Ton, jeder Klang ist seine Sprache. Und jetzt ist es soweit. Ich tue ihm den Gefallen, den er von mir verlangt. Ich werde euch der Reihe nach töten. Jawohl, erschießen werde ich euch...«

Dieser Mann war eine lebende Zeitbombe. Er stand unter einem so großen Druck, daß er für den realen Hintergrund des Lebens längst die Übersicht verloren hatte. Der würde nur den Gesetzen der Schwarzen Magie gehorchen. Wie schlimm und menschenverachtend die waren, hatte ich leider schon oft genug erleben müssen.

Okay, die Girls hier stammten nicht aus einem Kloster. Sie waren Sohoschwalben und konnten schon einiges vertragen. Der Umgang mit ihren Zuhältern hatte sie hart gemacht, aber jetzt stand die Angst

in ihren Gesichtern fast plastisch zu lesen. Sie hatten auch nur Augen für diesen Killer und seine Geisel.

Zur Tür hin und damit in meine Richtung schauten sie nicht. Diese Tatsache kam mir sehr gelegen. So würden sie mich nicht durch irgendwelche Reaktionen verraten. Aber was sollte ich tun? Daß der Kerl das Mädchen töten würde, lag auf der Hand. Er hatte etwas versprochen, das mußte er halten, um vor dem Teufel, vor sich und den übrigen Mädchen das Gesicht zu wahren. So schlimm sich dies auch anhörte.

Die Mündung des Schalldämfers hatte mit der straff gespannten Nackenhaut Kontakt bekommen. Wenn ich ihn jetzt ansprach, egal, ob leise oder laut, konnte er überreizt reagieren und völlig die Kontrolle verlieren. Dann war auch das Mädchen nicht mehr zu retten. Ich befand mich in einer höllischen Zwickmühle und wartete auf die Worte des anderen.

Die sprach er auch. »So«, sagte er mit heiserer Stimme. »Jetzt habe ich genug geredet. Ich fühle den Teufel in mir. Durch den Glockenklang hat ein Stück von ihm von mir Besitz ergriffen. Er hat sich bei mir gemeldet, und er wird sich weiterhin bei mir melden.«

Das war die Gelegenheit!

»Richtig, ich bin hier!«

Eigentlich war es lächerlich, was ich getan hatte. Aber es erschien mir die einzige Möglichkeit zu sein, diesen Mann so zu überraschen, daß er nicht durchdrehte und abdrückte. Zudem hatte ich mit einer rauh klingenden und sehr tiefen Stimme gesprochen.

Mein Bluff gelang!

Er hatte die Worte kaum vernommen, als er sich drehte, hochschwang und auch die Waffe vom Hals des Mädchens löste. Sie glitt dabei zwangsläufig in meine Richtung, doch ich war schneller. Für einen Augenblick nur war das blasse Mündungsfeuer zu sehen. Dann jagte das geweihte Silbergeschoß in seine rechte Schulter und

schleuderte den Waffenarm zurück. Sein hochrotes Gesicht änderte sich von einem Moment zum anderen. Es verlor die Farbe, wurde blaß, dann regelrecht bleich, und sein Arm schien plötzlich zu einem anderen Körper zu gehören, ebenso die Waffe. Die warf er weg, weil er sie nicht mehr halten konnte. Der Ann blieb an seiner Schulter, aber er hing steif nach unten.

Ich kam vor.

Die Mädchen sagten nichts. Sie hockten auf ihren Liegen und staunten. Eingefroren schienen sie zu sein, dabei herrschte in diesem Raum eine schwüle Hitze.

»Seid ruhig«, sagte ich nur. »Seid ruhig und bewegt euch nicht.« Ich hoffte, daß sie mir gehorchten und schritt langsam vor. Meine Bewegungen wirkten wie verzögert, als ich auf denjenigen zuging, der dicht vor einem Mord gestanden hatte.

Er starrte mich an. Die rechte Seite in seinem Gesicht schien steif geworden zu sein, während die linke zuckte und aus einem Auge Tränenwasser über die Wange rann.

»Was haben Sie sich dabei nur gedacht?« fragte ich. »Was, verdammt noch mal?«

Er sprach. Und redete fast wie ein kleines Kind, einen so starken Schock hatte er bekommen. »Der Teufel!« flüsterte er. »Es war der Teufel. Er hat mich gerufen. Hörst du nicht die Glocke? Vernimmst du nicht ihr Läuten? Jetzt ist es soweit. Wir sind gerufen, um dem Teufel zu dienen.«

Dann verzog er das Gesicht vor Schmerz, begann zu stöhnen und gleichzeitig zu wanken. »Mein Arm, mein Arm...«

Der Schock war vorbei, nun spürte er die Reaktion. Ich nutzte den günstigen Augenblick und vertauschte die Beretta mit einem paar Handschellen. Die Kunststofffessel schnackte um sein linkes Handgelenk. Da fiel er auch schon.

Ich fing ihn ab, legte ihn nicht auf die Liege, sondern zu Boden,

damit ich die andere Fessel mit einem Bein dieses Lotterbetts verbinden konnte. Wenn er sich befreien wollte, mußte er das ganze Bett mitziehen. Nun reagierten auch die Mädchen. Ich hörte sie schreien. Auch die kleine, die gekniet hatte, schrie. Von ihren Kolleginnen wurde sie in die Höhe gezogen und warf sich laut schluchzend in deren Arme. Ich gab ihnen eine Minute und untersuchte derweil die Wunde des Mannes.

Der Mörder war bewußtlos geworden. Er hatte einen glatten Durchschuß erlitten. Der würde heilen.

Dann wandte ich mich an die Dirnen. Eine hatte sich schon fassen können. So bekam ich einen Bericht von dem, was in diesem Bordell vorgefallen war.

Der Kerl war als Kunde gekommen. Bei dieser Kälte hatte er sich die Girls aussuchen können. Er wollte alle, hatte den Glockenklang vernommen und den Zuhälter erschlagen. Bevor die Mädchen noch reagieren konnten, war es ihm gelungen, die mit einem Schalldämpfer bestückte Waffe des Toten an sich zu nehmen und die Girls damit zu bedrohen. Immer wieder hatte er von der Glocke und dem Teufel gesprochen. Der Klang mußte etwas in ihm aufgewühlt haben, das längst verschüttet gewesen war.

»Nun ja«, sagte ich. »Jetzt habt ihr es zum Glück überstanden.«

»Aber so ein Typ kann immer wieder kommen«, rief die Kleine, die bedroht worden war. »Wirklich. Und dann ist kein Retter zur Stelle.«

Sie hatte im Prinzip recht. Verrückte gab es massenweise. Besonders in dieser Nacht. Wobei ich hoffte, daß sich ein ähnlicher Vorfall in den nächsten Stunden nicht mehr ereignen würde. Das sagte ich auch den Mädchen.

»Können Sie das garantieren?« fragte mich ein schwarzhaariges Wesen mit dunkler Haut. Die Kleine trug nur ein dünnes Boxerhöschen.

»Nein, garantieren nicht. Aber vielleicht dafür sorgen, daß die Glocke nicht mehr läutet.«

»Verdammtd, wer sind sie denn?«

»Polizist.«

Im Normalfall hätten sich die Girls erschreckt. Sie hatten jedoch schon so viel hinter sich, daß sie diese Tatsache nur mehr mit einem Schulterzucken zur Kenntnis nahmen.

»So, ich lasse euch jetzt allein. Verrammelt meinewegen die Tür. Laßt keinen in euer Haus.«

»Und der tote Snuggles?«

»Um den werde ich mich später kümmern. Auch um den Verletzten. Bleibt zunächst hier und behaltet die Nerven. Da sind übrigens noch zwei Kellnerinnen im Flur. Die könnt ihr, wenn es möglich ist, in einen sicheren Raum einsperren.«

»Ja, das machen wir.«

Ich verließ das Zimmer, ging durch den ersten Gang, erreichte den zweiten und sah das Girl, das ich auf der Straße getroffen hatte. Es kam mir entgegen.

»Alles klar«, sagte ich zu der vor Kälte zitternden Person, bevor sie noch eine Frage stellen konnte. »Kann ich bleiben?«

»Natürlich.«

Die anderen kümmerten sich inzwischen um die Kellnerinnen, die ich hatte ausschalten müssen.

Mir war dieser ganze Vorfall auf den Magen geschlagen und verdammtd unangenehm, weil ich einfach zu viel Zeit verloren hatte. Als ich nach drauß in die Kälte schritt, biß mir die Luft in die Gesichtshaut. Sie erinnerte mich an kleine Messer.

Noch immer wehte der Glockenklang über Soho. Auf den Straßen glitzerte das Eis. Der Himmel war klar, und in dieser Luft hörte sich das Glockengeläut doppelt so laut an.

Ich blieb stehen und schaute schräg in den Himmel. Sehr deutlich

konnte ich die Glocke erkennen und auch die Fratze des Teufels. Sie leuchtete als böser Gruß aus der Hölle.

»Dich packe ich noch!« flüsterte ich und dachte daran, daß die Glocke gar nicht so weit von mir entfernt war. Luftlinie zwei-oder dreihundert Yard. Mehr nicht.

Ich rutschte zum Wagen. Dabei wunderte ich mich, daß ich in seinem Innern ein flackerndes Leuchten sah. Es war die kleine Ruflampe, die sich optisch meldete.

Da hätte Suko längst abheben müssen.

Er hatte es nicht getan, und dafür gab es einen Grund. Mein Partner war nicht mehr da...

Zuerst hatte Suko seinem Freund wirklich folgen wollen, es sich dann überlegt und war im Wagen geblieben. Das Mädchen, mit dem John gesprochen hatte, war aus seinem Sichtbereich verschwunden. Er sah die Kleine auch nicht mehr, als er in die Spiegel schaute. Das Warten wurde zur Qual. Suko dachte daran, daß jeder, der irgendwie ein Faible für den Satan hatte, vielleicht schon mit ihm in Kontakt getreten war, nun den Glockenklang hören würde und dementsprechend reagierte.

Wie viele es sein würden, darüber konnte Suko höchstens spekulieren. Er hatte keine Zahlen, er wußte nicht, ob zwei, zehn oder hundert Leute auf den Teufel hörten.

Eine Rechnung mit zu vielen Unbekannten. Trotz seiner Überlegungen behielt Suko die Übersicht und damit auch die Umgebung im Auge. Und dabei fiel ihm etwas auf.

Auf der linken Seite, und zwar auf dem Gehweg, sah er die Bewegungen dreier Menschen. Sie gingen wie jemand, der nicht entdeckt werden wollte. Ziemlich geduckt, und sie hielten sich dabei auch nahe der Hauswände. Aber Suko hatte sie gesehen und ließ sie auch nicht mehr aus den Augen. Nur, was sollte er jetzt unternehmen?

Okay, er konnte im Wagen sitzenbleiben, um auf John Sinclair zu warten, aber das war schlecht. In der Zwischenzeit konnten die drei Mädchen, die sich selbst als Hexen bezeichneten, schon einige Dinge in die Wege geleitet haben, die schrecklich endeten.

Selbst bei der Kälte hatten sie sich nicht umgezogen, so besessen waren sie von ihrer Idee. Wahrscheinlich gab ihnen der Gedanke an den Teufel die innere Wärme, die sie brauchten.

Suko tat etwas sehr Richtiges. Er ging davon aus, daß die drei Mädchen den schräg stehenden Wagen längst entdeckt hatten und auch in ihn schauen würden. Deshalb duckte er sich und zog sich so weit zurück, bis er von außen nicht mehr gesehen werden konnte.

So blieb er hocken. Hin und wieder peilte er über den Rand der zum Glück eisfreien Scheibe nach draußen und sah die Mädchen soeben in einer schmalen Einfahrt zwischen zwei Häusern verschwinden. Das hatten sie nicht ohne Grund getan. Wahrscheinlich wollten sie jemand besuchen oder Hilfe holen, jedenfalls hatte Suko keine Lust, lange zu warten, er mußte sich selbst überzeugen. Lautlos verließ er den Wagen. Ein rascher Blick über die Straße zeigte ihm, daß sie menschenleer war. Nur dort, wo sie vorn endete, fuhr ein großer Wagen vorbei. Seine Scheinwerfer leuchteten wie kalte, gelbe Augen, und hinter dem Auspuff stand eine dicke, weiße Wolke. Sehr vorsichtig überquerte der Chinese die Straße und erreichte die Seite, auf der auch die drei Kellnerinnen in die schmale Einfahrt getaucht waren.

Suko wurde ebenfalls von der zwischen den beiden Hauswänden lauernden Dunkelheit verschluckt, und er hatte das Gefühl, daß sich die Kälte hier noch stärker konzentrierte.

Der Vergleich mit einem Eiskeller war wirklich nicht übertrieben. Der Inspektor blieb weiterhin vorsichtig. Leider konnte er Geräusche nicht vermeiden, denn auch in dieser Einfahrt war der Boden von einer krustigen Schneeschicht überzogen, und die brach jedesmal

zusammen, wenn Suko sie mit seinem Gewicht belastete.

Aus diesem Grunde versuchte er auch, auf Zehenspitzen zu laufen, was ihm schwerfiel, aber bis zu dem sich der Einfahrt anschließenden Hof hatte er es nicht weit.

Noch immer läutete die Glocke.

Suko hatte sich bereits so sehr an diese unheilvolle Begleitmusik gewöhnt, daß sie ihm kaum mehr auffiel. Viel mehr interessierte ihn der Hinterhof, der von mehreren rückwärtigen Hausseiten umgeben war. Mal waren sie sehr hoch, dann besaßen sie an anderer Stelle nur mehr zwei Stockwerke.

Und noch etwas sah er.

Eine Baracke. Sie war an die Hauswand angebaut worden, die sich links von ihm befand. Die Baracke bestand aus Holz, jemand mußte sich in ihrem Innern aufhalten, denn hinter mehreren kleinen Fenstern schimmerte Licht.

Suko huschte auf eines der Fenster an der Längsseite der Baracke zu. Dabei passierte er einen länglichen Schatten, den er sehr schnell als dunklen Wagen identifizierte. Sogar als Leichenwagen. Das Fenster lag günstig. Suko schraubte sich hoch, um durch die Scheibe peilen zu können.

Leider wurde ihm der Blick in das Innere durch die dicken Eisblumen verwehrt, mit dem das Glas bedeckt war. Er sah nur mehr einen sich bewegenden Schatten und konnte nicht einmal feststellen, ob dieser Schatten zu einer der Kellnerinnen gehörte.

Er mußte sich etwas anderes einfallen lassen. Wenn er Gewißheit haben wollte, was in der Baracke passierte, gab es eigentlich nur den direkten Weg durch die Tür.

Des Risikos war sich der Inspektor sehr wohl bewußt. Nur gehörte er zu den Menschen, die danach erst in zweiter Linie fragten. Zunächst interessierte ihn der Erfolg.

Zwischen Leichenwagen und Baracke befand sich die schmale Tür.

In der Seitenmitte war sie voll integriert und ziemlich schmal. Sie besaß eine Klinke aus Metall. Suko trug Handschuhe, sonst wären ihm unter Umständen noch die Finger an dem eiskalten Eisen festgefroren. Suko drückte die Klinke zu Boden und stellte zu seinem Ärger fest, daß er die Tür kaum aufziehen konnte, weil sie mit dem unteren Rand festgefroren war.

Er mußte schon zweimal rucken, bis er es geschafft hatte und ein Spalt entstanden war, durch den er schlüpfen konnte.

Das tat der Inspektor auch, denn er hatte festgestellt, daß sich die anderen Personen weiter im hinteren Teil der Baracke aufhielten. Von dort vernahm er auch ihre Stimmen.

Ein Mann redete, und auch die Hexen waren zu hören. Ihre Organe klangen hoch und schrill, das des Mannes fast auch so, ein Zeichen, wie sehr auch er unter einer Erregung stand.

Verstehen konnte Suko kaum etwas. Nur zweimal hörte er den Begriff Teufel. Er war an der richtigen Adresse. Rechts von ihm befand sich ein Büro. Dessen Wände bestanden aus Glasscheiben. Durch eine konnte Suko schauen, blickte in den kleinen Raum und sah einige Holzmuster, farblich von hell bis dunkel.

Auch roch es nach Holz. Suko hatte vor der Baracke den Leichenwagen gesehen. Er konnte sich gut vorstellen, daß der Mann, der hier wohnte, etwas mit Särgen zu tun hatte.

Das war die richtige Adresse.

Anhand der feuchten Spuren auf dem Boden konnte Suko erkennen, wohin sich die drei Personen gewandt hatten. Und genau den Weg nahm der Inspektor.

Er brauchte nur mehr nach vorn zu laufen, erreichte eine Zwischentür mit der Aufschrift LAGER blieb davor stehen. Die Tür war dünn genug, zudem sprachen die Personen ziemlich laut. Suko konnte jedes Wort verstehen. Er fand die Unterhaltung sehr interessant.

»Ich habe ja auf dieses Läuten gewartet«, sagte der Sargverkäufer.

»Ich und einige andere.«

»Wer hat denen denn Bescheid gegeben?« erkundigte sich die Mädchenstimme.

»Keiner wohl, aber wenn sie das Läuten vernehmen, ist doch alles klar.«

»Ja, das stimmt.«

»Und wann willst du los?«

»Sofort.«

»Mit den Toten?«

Suko hörte Schritte. Am Geräusch erkannte er, daß es der Mann war, der seine Wanderung aufgenommen hatte. »Klar, die beiden Leichen nehme ich mit.« Ein dumpfer Laut erklang. Wahrscheinlich war der andere gegen den Sarg getreten. »Ist es nicht so, daß das Läuten der Glocke die Monstren der Hölle herbeiholt?«

»Nein, nicht in unserer Welt. In seinem Reich ja...«

»Aber hier kann sie Tote erwecken!« Die Stimme des Sargmachers hatte einen schrillen Klang bekommen.

Die Antwort bekam er nicht sofort. »Das wissen wir nicht«, erwiderte eine zweite Frauenstimme. »Möglich ist natürlich alles.«

»Ich glaube daran. Deshalb werde ich die Toten mitnehmen. Ich packe die offenen Särge in meinen Wagen und fahre damit los. An das Glatteis habe ich mich gewöhnt.«

Das waren für Suko interessante Perspektiven, die er da zu hören bekam. Er zog auch sofort die Konsequenzen. Eine günstigere Gelegenheit, in das Zentrum zu gelangen, gab es für ihn nicht. Er hatte die Maße des Leichenwagens noch in genauer Erinnerung. Es mußte ihm einfach gelingen, sich dort zu verbergen.

Der Inspektor zog sich zurück. Jetzt hatte er es sehr eilig. So lautlos wie eben möglich schritt er auf den Ausgang zu. Leider konnte er ein Schaben der Kleidung nicht vermeiden. Er hoffte stark, daß es von

den anderen nicht vernommen wurde.

Er erreichte die Außentür, schlüpfte in die Kälte und hörte abermals den Klang der Glocken wieder in voller Lautstärke. So weit wie möglich drückte er die Tür zu und ging die wenigen Schritte bis zu dem makabren Gefährt. Es war ein ziemlich großes Auto mit einer ziemlich hohen Ladefläche. Die Ladeklappen waren nicht verschlossen. Suko schaute in den Wagen hinein. Auf Schienen konnten die Särge gerollt und festgestellt werden. Hinter den Schienen lag eine Decke. Sie kam Suko wie gerufen. Er kletterte auf die Ladefläche, zog die Klappe wider von innen zu und bewegte sich kriechend auf die Decke zu.

Er versteckte sich darunter, aber so, daß sie ungefähr die gleiche Form zeigte wie zuvor.

Da mußte reichen.

Suko blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Er hätte seinem Freund John noch gern Bescheid gegeben, leider war dies nicht mehr möglich, und so blieb er und lauerte auf die drei Typen.

Er hatte sich einen kleinen Ausschnitt oder Spalt geschaffen, durch den er blinzeln konnte. Die Schienen vor ihm glänzten matt. Er sah auch die Heckklappe und hörte ebenfalls Schritte. Sie hatten sehr schnell den Wagen erreicht, und dann wurde die Heckklappe in die Höhe geschoben. Wie ein Dach stand sie vor. Suko vernahm das Keuchen der vier Menschen trotz des Glockenklangs, und im nächsten Augenblick verdunkelte sich der Ausschnitt, weil die Särge auf die Schienen geschoben wurden. Sie glitten auf den versteckt unter der Decke liegenden Suko zu und hakten sich schließlich fest.

»Das war's«, sagte der Sargmacher. »Wollt ihr wirklich nicht mitfahren? Ich habe noch Platz.«

»Nein, wir suchen noch andere.«

»Wie viele Schwestern und Brüder werden es denn sein?« erkundigte sich der Mann.

»Sehr viele, glauben wir.«

»Ha, das ist gut.« Er fügte noch etwas hinzu, das Suko nicht verstehen konnte, weil die Ladeklappe zugeknallt wurde.

Wenig später stieg er in das Fahrerhaus. Auch hier schlug er die Tür heftig ins Schloß. Durch den Leichenwagen lief ein Zittern, als der Mann den Motor anließ. Langsam setzte sich der Wagen in Bewegung. Die Reifen knirschten über den Schnee. Auch dieses Geräusch hörte Suko, der eingeklemmt hinter den Särgen lag, die Decke allerdings zur Seite geschoben hatte, und nun besser sehen konnte. Auf der Straße mußte der Mann bremsen. Bei eisglatter Fahrbahn rutschten die Räder weg, der Wagen stellte sich leicht schräg, aber sein Fahrer schaffte es, ihn um die Kurve zu ziehen.

Suko wurde auch mutiger. Er schob die Decke vollends zur Seite, kroch hervor und sah die beiden Särge. Der Kerl hatte sein Versprechen gehalten und sie nicht verschlossen, so daß Suko einen Blick in die offenen Totenkisten werfen konnte. In jeder lag ein Mann. Einer war noch relativ jung. Er trug einen roten Pullover und einen dunklen Anzug. Sein Haar bestand aus blonden Strähnen und Locken. Wann es ihn erwischt hatte, konnte Suko nicht sagen. Auch wunderte er sich, daß man ihm noch kein Leichenhemd verpaßt hatte. Der Inspektor konnte nicht feststellen, wie der Mann ums Leben gekommen war. Der konnte sogar erfroren sein.

Der zweite war ein Greis. Zwar brannte auf der Ladefläche kein Licht, dennoch schaute Suko in ein bleiches Gesicht, aus dem die spitze Nase hervorstach. Der Mund stand ebenfalls offen, und der Tote wirkte in seiner Leichenstarre wie eine makabre Figur. Das war keine Fahrt für schwache Nerven. Suko hätte sie auch nicht unternommen, doch es gab zwei Dinge, die er herausfinden wollte. Erstens mußte er natürlich das Ziel wissen. Der Leichenwagen würde zu dem Ort fahren, wo die Glocke läutete. Das konnte irgendwo in Soho sein. Allein vom Anblick der Glocke her war es

nicht möglich gewesen, diesen Platz überhaupt auszumachen.

Dann wollte der Inspektor noch wissen, ob es das unheimliche Glockengeläut tatsächlich schaffte, einen Toten aus seiner Starre zu holen und ihm ein untotes Leben einzuhauen.

Sollte dies tatsächlich der Fall sein, konnte Suko davon ausgehen, daß das Glockengeläut auch andere Leichen zum Leben erweckte und sich Friedhöfe anfingen zu öffnen. Eine schlimme, schreckliche Vision, die den Inspektor nervlich belastete.

Noch rührten sich die Toten nicht. Der Greis lag starr mit auf der Brust übereinandergelegten Händen. Er füllte den Sarg in der Breite nicht aus. Jedes Schütteln bekam er mit, und manchmal wurde er von einer Seite auf die andere geschleudert, so daß er jeweils mit dumpfen Lauten gegen die Innenwände der Totenkiste prallte.

Auch den zweiten sah sich Suko an. Der Inspektor hielt sich jeweils an den Kopfenden der Särge auf. Wenn er nach unten schaute, sah er direkt in die Totengesichter.

Auch in das des blonden Mannes. Es bereitete ihm große Mühe Einzelheiten zu erkennen. Und er wurde das Gefühl nicht los, diesen blonden Mann schon einmal gesehen zu haben. Und zwar im Zuge seiner Arbeit.

Sehr vorsichtig wurde der schwere Wagen bewegt. Wenn der einmal ins Rutschen kam, hielt ihn nichts mehr. Der Fahrer kannte sich aus. Er holte die Toten bei jedem Wetter.

Auch der jüngere Tote blieb nicht ruhig liegen. Jeder Stoß, den der Leichenwagen abbekam, übertrug sich auch auf den Sarg und zwangsläufig auf den Toten, so daß die Leiche von einer Seite zu anderen geschüttelt wurde.

Er hatte die Hände nicht vor der Brust verschränkt. Sie lagen zu beiden Seiten des Körpers, als würden sie überhaupt nicht zu ihnen gehören. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse erkannte Suko, daß der Mann kräftige Finger besaß, die dicht aneinanderlagen. Der

Leichenwagen besaß im Laderaum Milchglasscheiben. Man konnte normalerweise nicht hindurchschauen. Über dem Milchglas allerdings befand sich ein schmaler Streifen, und gegen den preßte Suko sein Auge. Er wollte wenigstens erkennen, welchen Weg sie ungefähr nahmen.

Das Läuten der Glocke war seiner Ansicht nach lauter geworden. Sie waren soeben dabei, die Straße, in der sich die Vorkommisse abgespielt hatten, zu verlassen. Der Fahrer lenkte den Leichenwagen in eine Rechtskurve, so daß sie auf einer anderen Fahrbahn weiterrollten. Sie war schmäler, hier lag der Schnee auf der Fahrbahn höher, da ihn niemand weggeräumt hatte.

Tiefstes Soho, dachte Suko und drückte sich wieder zurück. Vergnügen, hier mit zwei Toten zu hocken, bereitete ihm die Fahrt nicht, aber was sollte er machen? Ungewöhnliche Fälle erforderten eben ungewöhnliche Maßnahmen, und so wartete der Inspektor weiter, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Er bezeichnete es als reinen Zufall, daß er noch einen Blick auf den blonden Toten warf.

Leicht war der Inspektor nicht aus der Bahn zu werfen, in diesem Augenblick jedoch erschrak er. Der Tote hatte sich bewegt. Zwar lag er noch ebenso wie zuvor, aber die Hände hatten eine andere Haltung angenommen. Sie waren zu Fäusten geschlossen. Dabei hatten sie zu vor flach auf dem Sargboden gelegen.

Suko hielt vor Überraschung den Atem an, drehte den Kopf und holte gleichzeitig seine kleine Leuchte hervor. Der schmale Strahl fiel in das Gesicht der Leiche. Starr und unbeweglich blieb es, bis auf das kaum wahrnehmbare Flattern der Augendeckel. Der Inspektor mußte schon sehr genau hinsehen, um dies erkennen zu können.

Alle Versprechungen oder Voraussagen waren plötzlich eingetroffen. Das unheimliche Läuten besaß tatsächlich die Kraft, Tote wieder ins Leben zu rufen.

Es war ein grauenvolles, unheilvolles Leben, die Existenz eines

Zombies.

Und Zombies, die Menschen radikal angingen, mußten vernichtet werden. Das wußte auch Suko.

Ihm standen als Waffen die Beretta und die Dämonenpeitsche zur Verfügung. Auf die Beretta wollte er verzichten, die Peitsche arbeitete ebenso sicher und auch lautlos. Er holte sie hervor, blieb in seiner Haltung hocken und schlug einen Kreis.

Dadurch rutschten die Riemen aus der Öffnung.

Das geschah in dem Moment, als sich die zweite Leiche aufrichtete. Es war der Greis. Wie eine Puppe schnellte er aus dem offenen Sarg hoch und blieb ebenso steif hocken. Dabei schaute er in Sukos Richtung. Als er dies tat, glaubte der Chinesen, es knacken zu hören. Suko drehte die linke Hand und leuchtete dem Greis direkt in das Gesicht.

Es war eine schauderhafte Fratze, die den Inspektor anstarrte. Ein Zerrbild des menschlichen Gesichts. Der offene Mund wirkte wie eine Höhle, und allmählich drückte der Tote auch seine Hände in die Höhe. Suko handelte.

Weit konnte er in dem engen Raum nicht ausholen. Er schlug praktisch aus dem Handgelenk und traf den Greis am Hals. Die Peitschenriemen wickelten sich um die magere Haut wie eine Würgeschlinge. Der Zombie stieß ein gurgelndes Geräusch aus, hob die Arme weiter, doch er besaß nicht mehr die Kraft, sie auch zu halten. Sie fielen nach unten, und mit den Händen drosch er auf die beiden Sargkanten.

Durch eine Gegendrehung löste Suko die drei Fesseln vom Hals des Zombies. Die lebende Leiche hielt sich für einen Moment noch aufrecht, dann kippte sie. Genau dort, wo sie erwischt worden war, löste sich die Haut am Hals auf, so daß dünne Rauchfäden nach oben und aus dem Sarg steigen konnten.

Dieser lebende Leichnam würde dem Inspektor nicht mehr

gefährlich werden können.

Die plötzliche Berührung an seiner linken Schulter jagte ihm einen gehörigen Schreck durch die Knochen. Es war nur ein leichter Druck. Er allerdings reichte, um Suko in der sitzenden Stellung herumfahren zu lassen.

Es war die blonde Leiche, die es ebenfalls geschafft hatte. Suko schaute direkt in ihr Gesicht und sah auch ihre klauenartigen Hände auf sich zukommen.

Mit dem Ellbogen schlug er zu.

Die lebende Leiche wurde wieder nach hinten katapultiert und fiel dabei quer über den Sarg, der durch die plötzliche Bewegung trotz der Schiene ins Schaukeln geriet.

Suko befürchtete, daß der Fahrer etwas merken könnte, bisher war alles glatt verlaufen, und auch in den folgenden Sekunden brauchte sich der Chinese keine Sorgen zu machen, denn der Mann hinter dem Lenkrad mußte sich auf die vereiste Straße konzentrieren und hatte keinen Sinn für das, was hinter ihm vorging.

Als der Zombie wieder in die Höhe kam, schlug Suko erneut zu. Und wieder war es einfach, die Gestalt zu treffen. Er konnte sie auf dem engen Raum überhaupt nicht verfehlten, so daß die Riemen drei Querstreifen in die Haut des Gesichts rissen.

Der Untote fiel nickend nach vorn. Er brach danach zusammen wie eine Marionette, der jemand die haltenden Fäden durchschnitten hatte. Die endgültig vernichtete Leiche faltete sich förmlich in den Sarg hinein. Suko war froh. Obwohl die Kälte auch auf die Ladefläche gekrochen war, hatte ihn der Kampf mit den beiden lebenden Toten mitgenommen. Er war ins Schwitzen gekommen.

Und seine schlimmsten Befürchtungen hatten sich bestätigt. Sollte es der Totenglocke tatsächlich gelingen, Leichen zum Leben zu erwecken, konnten auch die Friedhöfe die Toten nicht mehr halten, und über London würde eine Apokalypse ausbrechen. Eine Invasion

von Zombies. Schreckliche Bilder der Zerstörung, des Grauens. Die Menschen würden flüchten müssen, und warnende Filme über dieses Thema konnten sich in all ihrer Grausamkeit bewahrheiten. Das mußte verhindert werden.

Suko hätte sich ein Walkie-talkie gewünscht, um mit John Kontakt aufzunehmen. Sein Partner mußte einfach von diesem Schrecken erfahren, falls er bisher noch nicht Besscheid wußte. Die Umgebung draußen veränderte sich. Suko sah es am Lichtschein. Auf der übrigen Strecke war er von der Dunkelheit umgeben worden. Es wurde jetzt heller. Es war kein normales Licht, sondern ein zuckendes, tanzendes, und der Inspektor warf noch einen Blick durch den normalen Glasspalt, der zum Glück nicht zugefroren war.

Sein Verdacht bestätigte sich.

Es war tatsächlich kein normaler Schein, der sich ausgebretet hatte, sondern das Licht tanzender Fackelfeuer. Die Stäbe wurden von den Gestalten gehalten, die Suko bereits vor der Disco gesehen hatte, als sie auf ihren Feuerstühlen saßen.

Die Typen, die sich Zombies nannten, standen dort wie festgefrorene Wächter, und auch der Klang der Glocke hatte sich um einiges gesteigert. Er war sehr laut geworden.

Für Suko gab es keinen Zweifel, daß er somit das Ziel erreicht hatte. Die Fahrt im Leichenwagen war nicht umsonst gewesen.

Das Auto hielt.

Es rutschte noch ein Stück, bis es endlich zum Stillstand kam, und Suko kroch wieder unter die Decke. Er wollte so spät wie möglich entdeckt werden.

Vorerst mußte er abwarten. Er tat dies mit klopfendem Herzen. Schritte vernahm er nicht, auch die Stimmen konnte er nicht verstehen, weil das dumpfe Glockengeläut alles übertönte. In den nächsten Minuten würde es sich entscheiden.

Suko hatte sich fest vorgenommen, es allein zu versuchen, auch

ohne die Hilfe seines Freundes John Sinclair.

Sehr bald schon vernahm er das typische Geräusch, das entstand, als die Heckklappe geöffnet wurde.

Nun kam es darauf an. Würde der Sargmacher sofort entdecken, daß etwas nicht stimmte?

Fackelschein erfüllte das Innere der Ladefläche. Zwei Zombies leuchteten in den Wagen, und Suko machte sich vorsichtshalber noch ein wenig kleiner.

»Es sind die beiden Toten!« hörte er wieder die laute Stimme des Leichenbestatters. »Sie müssen das Läuten vernommen haben und sind bestimmt wiedererweckt worden.«

»Wir werden sehen. Los, holt die Särge raus!« Es war eine befehlsgewohnte Stimme, die der Inspektor vernahm. Killing Jo hatte gesprochen, und zwei seiner Bandenmitglieder hielten sich an den Befehl.

»Wenn das stimmt«, sagte einer, »dann lernen wir bald echte Zombies kennen.«

»Ja, kann sein.«

Die Särge verschwanden. Bisher hatte noch niemand einen Blick auf die Decke verschwendet, und der Kelch schien vorerst an dem gekrümmten liegenden Chinesen vorüberzugehen.

»Fertig!«

»Wartet!« Der Sargmacher schäumte vor Nervosität fast über. Er wollte unbedingt nachschauen, ob das Geläut bei seinen Leichen den gewünschten Erfolg gezeigt hatte.

Suko riskierte ein wenig mehr und lüftete die Decke. So schaute er unter dem entstandenen Spalt hinweg und erkannte die Menschen an der Ladeklappe.

Auch den Sargmacher sah er. Der Mann trug eine dicke Jacke. Den Kragen hatte er hochgestellt, so daß sein magerer Hals wie ein dünner Pfahl in die Höhe ragte. Von dem Gesicht erkannte Suko

nichts, weil sich der andere bückte.

Jetzt mußte er die Leichen sehen.

Und er schrie.

»Neeinnn...!« Dieser gellende Ruf übertönte sogar das Läuten der Todesglocke. »Verdammt noch mal, das ist die Höhe. Das ist verrückt. Sie haben gelebt, die haben gelebt...!«

»Und jetzt?« fragte der befehlsgewohnte Bandenchef.

»Sind sie vernichtet!«

Für die Dauer einiger Gedankensprünge schwiegen die Anwesenden.

»Das ist doch nicht möglich«, sagte eine andere Stimme.

»Doch, es ist möglich!« schrie der Leichenfahrer. »Es ist alles möglich in diesem Fall. Schaut euch die beiden Toten an. Sie sind zerfetzt. Da hat jemand nachgeholfen!«

»Wer denn?«

»Das möchte ich auch gern wissen!«

Suko schaute unter der Decke hervor. Er bemerkte, wie der Sargmacher mit den Armen schlug und in den Wagen sah. Jetzt mußte ihm etwas auffallen.

»Leuchte mal«, vernahm Suko seine Stimme und bekam mit, wie der Fackelschein die Ladefläche ausfüllte. Dabei sah er auch das böse und wissende Grinsen auf dem Gesicht des Sargmachers...

»Endlich!«

Die Stimme meines Chefs klang wie ein Schrei, als ich abgehoben hatte.

»Endlich erreiche ich Sie, zum Henker!«

»Sie können sich vorstellen, Sir, daß ich einiges zu tun hatte«, erwiderte ich.

»Das kann ich in der Tat. Und wo steckt Suko?«

»Er ist nicht hier.«

»Hat er sich zurückgezogen?«

»Ich habe keine Ahnung. Wahrscheinlich kämpft er an einer anderen Front. Aber sagen Sie mir, was Sie von mir wollen, Sir?«

»Ich bin wieder im Büro. Hier ist der Teufel los. Die Telefone laufen heiß. Jeder will wissen, was das unheimliche und völlig unmotivierte Läuten zu bedeuten hat. Die Menschen haben Angst bekommen. Sie schreien nach der Polizei.«

»Sir, halten Sie die Kollegen noch zurück. Oder Sie müssen ganz Soho absperren.«

»Zurückhalten? Sinclair, wie stellen Sie sich das vor? Das ist so gut wie unmöglich geworden. Was glauben Sie, welche Auseinandersetzungen ich schon gehabt habe?«

Ja, das konnte ich mir gut vorstellen. Dennoch mußte etwas in dieser Richtung getan werden. Klar, auch meine Zeit drängte. Ein letztes Mal bat ich um einen Aufschub.

»Bis Mitternacht, Sir. Geht das?«

»Mal schauen.«

»Es ist nicht mehr lang. Bis dahin habe ich vielleicht auch die Glocke gefunden und sie wird zerstört. Bisher habe ich sie immer nur gesehen.«

»Dann kennen Sie ihren genauen Standort gar nicht?«

»Leider nein.«

»Das ist doch Mist. Aber ich kann es Ihnen sagen, John. Kennen Sie den alten Tempel?«

»Ja.«

»Dort muß sich die Glocke befinden. Das haben wir herausbekommen. Vielleicht hat sie etwas mit diesem Tempel zu tun. Wer kann das schon sagen. Versuchen Sie auf jeden Fall, es genau herauszufinden. Okay?«

»Ja, Sir, ich werde mich bemühen.«

»Bis später.«

Der Tempel also. Natürlich kannte ich ihn. Es war ein runder Bau, der im Sommer manchmal als Verkaufsraum für Teppichhändler benutzt wurde. Über seine Vergangenheit wußte ich nicht allzuviel. Mir war nur bekannt, daß hin und wieder Sektenmitglieder diesen Tempel als Kultstätte benutzt hatten. Das lag schon lange zurück.

Ich wußte, wie ich hinkam und startete den Bentley. Noch einmal schaute ich in alle Richtungen. Von Suko war leider nichts zu sehen. Aber mir fiel etwas anderes auf.

Ein Leichenwagen schob sich aus einer Einfahrt. Seine schwarze Schnauze mit den hellen Augen wirkte irgendwie gefährlich, und der Wagen wurde in die Kurve gelenkt, um anschließend die Straße hochzufahren.

Den Fahrer konnte ich nicht erkennen und auch nicht, ob der Wagen eine Ladung besaß. Ich hatte jedoch das Gefühl, daß er die Fahrt kurz vor Mitternacht nicht ohne Grund unternahm, und daß er bestimmt keine Toten abholen wollte.

Noch wartete ich, ließ dem anderen genügend Vorsprung und startete erst dann, wobei ich die Scheinwerfer nicht einschaltete, denn der andere sollte mich nicht so schnell entdecken.

Er rollte die Straße hoch, um anschließend abzubiegen. Trotz der eisglatten Fahrbahn fuhr er ziemlich zügig, so daß ich meine Mühe hatte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren und vor allen Dingen den Anschluß zu halten.

Das Läuten der Glocke begleitete mich. Mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt, so daß ich es kaum noch hörte.

Aber die Straße oder die Gehwege waren belebter geworden. Ich sah Menschen, die ihre Häuser verließen, vor ihnen stehen blieben, und in die Höhe schauten.

Sie alle mußten die Glocke sehen und auch die Fratze des Teufels, die sich an der Außenfläche sehr deutlich abmalte. Was die Menschen dachten, wußte ich nicht, ich hoffte nur, daß sie nie in

diesen grauenhaften Kreislauf hineingeraten würden.

Sir James hatte mir von meinem Ziel berichtet. Der Leichenwagen schlug den gleichen Weg ein, der auch zum Tempel führte. Mittlerweile bezweifelte ich nicht mehr, daß der Fahrer des Autos irgend etwas mit den Vorgängen zu tun hatte.

Ich war noch gespannter, blieb auch zurück, mir begegneten andere Fahrzeuge, die auf der rechten Seite vorbeifuhren, und ich sah wiederum Menschen, die dick vermummt ihre Häuser verlassen hatten und erregt miteinander diskutierten, wobei sie ihr Augenmerk auf die Glocke gerichtet hielten.

Manchmal schaukelte der Leichenwagen, als würde sich auf seiner Ladefläche etwas bewegen. Es konnte auch an der Straße liegen, ich wollte da keine Prognosen wagen.

Wenn der Leichenwagen den Tempel wirklich als Ziel besaß, mußte er bald abbiegen. Das tat er.

Sein linkes Blinklicht flackerte rot. Der Fahrer nahm die Kurve ziemlich weit und bog in die Straße ein, die praktisch an dem Gelände vorbeiführte, wo auch der seltsame Tempel seinen Platz gefunden hatte. Mir war alles klar. Ein größeres Risiko wollte ich nicht eingehen und ließ mich noch weiter zurückfallen. Zwar bog ich auch in die schmale Straße ein, aber ich ließ den Wagen schon bald in eine schmale Lücke zwischen zwei Schneehaufen schräg hineinrollen und stieg aus. Den Rest wollte ich zu Fuß bewältigen.

Auch hier war es glatt. Zudem besaß der Gehsteig genügend Unebenheiten, über die ich stolpern konnte, wenn ich nicht genau achtgab, deshalb bewegte ich sehr vorsichtig meine Beine voran und wich auch den gefährlichen Stellen aus.

Die Lautstärke des Geläuts hatte zugenommen. Ich mußte mich in der unmittelbaren Nähe des Ziels befinden. Es standen hier nur kleinere Häuser, auch in der Höhe reichten sie an die anderen nicht heran. Zur linken Hand hin öffnete sich das Gelände. Dort sah ich

einen schmalen Parkstreifen, über dem eine weiße Schicht lag. Hinter den kahlen Bäumen wuchsen wieder Häuser hoch.

Der Tempel aber lag auf der anderen Seite. Den Leichenwagen entdeckte ich nicht mehr, also mußte er nach rechts abgebogen sein, um seinen Standort zu erreichen.

Dong... dong...

Dumpf und hallend begleiteten die Glockenschläge meinen weiteren Weg. Ich schob mich an einem kleinen Haus vorbei. Hinter den meisten Fenstern brannte Licht.

Ich schaute in Gesichter, denn die Leute peilten nach draußen. Immer, wenn ich ein Fenster passierte, zuckten die Gesichter zurück, als hätten sie Angst, entdeckt zu werden.

Die Furcht der Leute konnte ich mir gut vorstellen, und als ich einen dunklen Hauseingang passierte, hielt mich ein Mann mit ausgestrecktem Arm auf.

»Wo wollen Sie hin?« fragte er. Seine Stimme zitterte ebenso wie er, und er klapperte mit den Zähnen. Über seinen Schlafanzug hatte er einen dicken Wollmantel gestreift.

»Ich schaue mir die Glocke an.«

»Da ist der Teufel drauf!« hauchte er.

»Ich weiß. Gehen Sie wieder rein.«

»Kommen Sie mit. Sie laufen sonst in Ihr Verderben!«

»Nein.« Ich blieb hart und ging weiter. Der Mann versprach, für mich zu beten. Vielleicht hatte ich das auch nötig. Nach dem Haus öffnete sich das Gelände zur rechten Seite hin. Es war ein Wiesenstück, auf dem sich der alte Tempel als Rundbau abhob.

Ich hatte ihn schon öfter gesehen und war über seine ungewöhnliche Bauweise nicht überrascht. Ich duckte mich tief, denn ich hatte die verschneite Strauchreihe auf der einen Seite entdeckt. Dahinter verschwand ich und ging geduckt weiter, bis ich etwa die Tempelhöhe erreicht hatte und stehenblieb. Bevor ich eingriff, mußte

ich mir einen Überblick verschaffen.

Die Glocke schwebte über dem Tempeldach. Sie war tatsächlich gewaltig, glänzte schwarz, als wäre sie mit einer Fettschicht bestrichen worden, und das Gesicht meines Erzfeindes Asmodis schien mir zum Greifen nahe zu sein. Es war furchtbar. Man konnte als normaler Mensch höllische Angst davor bekommen, und ich spürte in meinem Magen einen allmählich wachsenden Klumpen.

Die Glocke schwang von einer Seite zur anderen, als würde sie von einer für mich nicht sichtbaren Hand bewegt. Ihre Töne hatten nichts von der ursprünglichen Dumpfheit verloren. Nach wie vor waren sie bereit, das Grauen zu verbreiten.

Obwohl mit ihrem Auftauchen praktisch alles begonnen hatte, war sie im Moment am ungefährlichsten für mich. Mich mußte das interessieren, was sich um sie herum befand.

Ich sah auch den Leichenwagen. Er hatte gestoppt, und der Fahrer war dabei, die Heckklappe zu öffnen.

Drei Bandenmitglieder standen in seiner Nähe und leuchteten ihm. Auch Killing Jo erkannte ich, während die anderen sich kreisförmig aufgebaut hatten und wie stumme Wächter die Fackeln hielten und auf die Menschen achteten, die sich dem Platz näherten. Sie ließen sie kommen. Ich war mir sicher, daß es die Personen waren, die dem Läuten der Glocke nachgingen, da für sie eine Botschaft bereitlag. Teufelsdiener...

Meine Kehle wurde trocken. Immer mehr Gegner konnte ich zählen, und ich suchte nach dem Magic Man.

Zuerst sah ich ihn nicht. Bis sich eine Gestalt aufrichtete, die die anderen um einen Kopf überragte. Das war er!

Die Feder stach aus dem verfilzten Haar, und er hatte sich auch bewaffnet, denn er hielt etwas in der Hand, das ich mit einiger Mühe als ein Wurfbeil identifizierte, einen sogenannten Tomahawk. Keine andere Waffe hätte besser zu diesem Wesen gepaßt.

Wenig später wurde ich durch das Schreien des Leichenwagenfahrers abgelenkt.

Er regte sich schrecklich darüber auf, daß seine beiden Leichen, die in den Särgen auf der Ladefläche gelegen hatten, zerstört worden waren. Einen Grund konnte er nicht direkt nennen, aber er war außer sich.

»Sie müssen erwacht sein!« schrie er. »Ich habe immer daran geglaubt, daß es Zombies gibt. Sie befanden sich in meiner Nähe, hörten das Läuten der Glocke, sind wieder aus der Starre...« Er hustete, weil er nicht mehr Herr seiner Stimme war. »Da muß jemand gewesen sein.«

Zwei Zombies bekamen den Auftrag, die Ladefläche auszuleuchten, aber dagegen hatte der Magic Man etwas.

Ich konnte nicht ahnen, daß in diesem Augenblick meinem Freund Suko noch eine Schonfrist gewährt worden war und schaute dem Magic Man entgegen, der sich in Bewegung gesetzt hatte und direkt auf den Leichenwagen zulief, begleitet natürlich vom Klang der unheimlichen schwarzen Totenglocke, die auch mein Ende einläuten sollte. Eigentlich hätte ich jetzt die Chance gehabt, dieses Wesen zu vernichten. Vielleicht durch eine Kugel. Das aber ließ ich bleiben, denn immer wieder wurde er durch die Zombies gedeckt, und sie waren nun mal keine Dämonen, sondern irregeleitete Menschen. Auf diesen Unterschied achtete ich sehr.

Der Magic Man erreichte den Wagen. Ich wußte nicht, was er vorhatte, das wußte wohl keiner, jedenfalls traf er Anstalten, eine Runde zu drehen. Dabei hatte er den rechten mumifizierten Arm halb erhoben. Ich sah die Klinge des Tomahawks grün leuchten, und mir wurde klar, daß es sich dabei um eine magische Waffe handelte.

Zum erstenmal hörte ich den Magic Man reden. »Ich habe hier regiert. Ich war Herr über zahlreiche Diener, die mich aus einem fernen Land geholt hatten, wo ich als großer Schamane und

Medizinmann verehrt wurde. Ich war damals ein Gott, aber ich wurde verbannt. Mutige Menschen erinnerten sich meiner. Sie holten mich her, um mich zu verehren. Durch mich bekamen sie den Kontakt zu ihrem Gott, dem Satan. Als es fast soweit war und sich der Teufel ihnen offenbaren wollte, gelang es anderen, mich zu besiegen und die Sekte zu zerstören. Ich wurde versteckt, ich war nicht tot, denn die schwarzmagischen Salben, mit denen man meinen Körper eingerieben hatte, hielten mich am Leben. Ich würde so lange nur schlafen, bis das Zeichen ertönte, das mich zurückholte. Und dieses Zeichen ist jetzt da. Seht zur Glocke, hört ihr Läuten. Sie ist in der Finsternis gegossen und hergestellt worden. Sie dient dem Bösen. Ihr Klang wird über Städte und Meere hallen und diejenigen zu sich rufen, die dem Teufel dienen. Schaut euch um. Immer mehr Menschen werden es. Immer mehr haben gefühlt, daß sie sich zum Satan und zu der Glocke verbunden fühlen. Sie machen den Anfang, andere werden folgen, und die Glocke besitzt sogar die Kraft, Tote zu erwecken, die in ihrem Leben dem Satan nahegestanden haben. Ich bin das Verbindungsglied zwischen der Glocke und dem Teufel. Durch mich werden die Schwingungen weitergeleitet, und ich baue meine Macht noch stärker aus, als sie vor Jahren schon war. Aber auch heute sind wir nicht allein. Es gibt wiederum Feinde, starke Feinde sogar. Feinde, die ich spüren kann, denn sie lauern bereits in der Nähe. Asmodis hat mich unterrichtet. Ich kenne sogar die Namen meiner Gegner...«

Das fing ja gut an, dachte ich.

Dieser Magic Man mußte gewußt haben, daß ich mich in der Nähe befand.

Doch er hatte in der Mehrzahl gesprochen. Eigentlich konnte er damit nur noch Suko gemeint haben.

Wo konnte mein Freund stecken?

Plötzlich wußte ich es. Ich hatte erlebt, wie sich der Fahrer

anstellte und sich über die Zerstörung der Zombies gewundert hatte. Wenn sie jemand getötet hatten, dann war das im Leichenwagen geschehen. Demnach konnte sich Suko nur dort verborgen haben. Das wußte der Magic Man!

Er hatte den Wagen jetzt einmal umrundet. Auch die Rocker waren von seiner Rede fasziniert worden. Sie hielt es nicht mehr an ihren Plätzen. Langsam schritten sie näher.

Weitere Menschen schienen vom Klang der Glocke angelockt zu werden. Noch hielten sie sich im Hintergrund auf, so daß ich mich auf meine unmittelbar in der Nähe stehenden Gegner konzentrieren konnte, natürlich auch auf den Magic Man.

»Ich weiß, wo er sich versteckt hält!« rief er mit lauter Stimme. »Er hat dafür gesorgt, daß die beiden Zombies vernichtet wurden. Aber dafür muß er bezahlen. Ihr habt gesehen, wie mein Tomahawk töten und vernichten kann. Nicht allein Menschen werden durch die Kraft der Waffe zu Staub, auch andere Dinge, und das beweise ich euch.« Er streckte den Arm mit dem Wurfbeil senkrecht in die Höhe, wobei die Schneide die grüne Farbe behielt und sich bereits über dem Dach des Leichenwagens befand. Sie würde nach unten rasen, und ich sah keinen Grund, den Worten des Magic Man zu mißtrauen.

Er und seine Waffe bildeten eine Einheit. Auch in seinen Augen sah ich einen grünen Schimmer, der sich gleichzeitig mit dem rotschwarzen Widerschein der Fackeln vermischtete.

Von mir hatte er nur indirekt gesprochen. Zudem hatte ich das Glück, noch von der Buschreihe gedeckt zu werden. Auch die Fackelträger konzentrierten sich nur auf den Magic Man, dessen Mordaktivitäten vom Läuten der Totenglocke begleitet werden sollten.

Es waren günstige Sekunden für mich.

Noch...

Ich schraubte mich hoch, um einzugreifen, als ich am Ende der

offenen Ladefläche eine Bewegung sah. Im nächsten Moment erschien mein Freund Suko!

Der Inspektor hatte es kaum glauben wollen, daß die Gefahr noch einmal an ihm vorbeiging. Er hatte sich kampfbereit gemacht, da zogen sich die Bandenmitglieder zurück und überließen einem anderen das Terrain. Es war der Magic Man, von dem Suko bisher nur gehört hatte. Nun vernahm er seine Schritte und auch seine Stimme. Sie klang so laut, daß sie selbst das Läuten der Glocke übertönte, und jedes Wort wurde von dem Inspektor verstanden.

Suko erfuhr etwas über die Herkunft dieses alpträumhaften Wesens, und über dessen Verbindung zum Teufel.

Das reichte ihm eigentlich. Für ihn war es fast eine Nebensache, daß der Magic Man von erkannten Feinden gesprochen hatte. Suko wollte nur aus dem Wagen raus. Auf der Ladefläche kam er sich vor wie in einem Gefängnis. Da konnte er nicht agieren.

Da der andere noch redete, überstürzte Suko nichts. Er hörte weiterhin zu und streifte die Decke vorsichtig ab. Die Särge waren ausgeladen worden. Er hatte freien Blick zur hochstehenden Rückklappe hin und kroch auf dem Bauch weiter vor. So war die Möglichkeit, entdeckt zu werden nicht so groß, als wäre er auf Händen und Füßen gegangen. Die den Wagen umstehenden Personen waren von den Worten des Magic Man fasziniert. Es schaute noch keiner in den Leichenwagen, und Suko sah an den Scheiben hin und wieder einen Schatten auftauchen. Das war der Magic Man, der den Wagen umkreiste, wobei er seine drohend klingenden Erklärungen abgab.

»Nicht allein Menschen werden vernichtet, sondern auch andere Dinge...« So ähnlich redete der Magic Man. Suko wußte nun, daß er nicht eine Sekunde verlieren durfte.

Zum Glück hatte sich die lebende Mumie gewissermaßen in Ekstase

geredet, so daß dem Inspektor Zeit genug geblieben war, sich bis zum Ende der Ladefläche vorzuarbeiten.

Alle richteten ihre Blicke auf den Leichenwagen. Ein jeder sah den Magic Man, der mit hocherhobenem Arm wie ein Denkmal dastand, und ein jeder sah auch Suko.

Mit einer gedankenschnellen Rolle vorwärts ließ er sich herausfallen, berührte mit der Schulter kurz den kalten Boden und kam sofort wieder auf die Füße, bevor einer der Umherstehenden überhaupt noch reagieren konnte.

Wie ein hart abgeschossener Pfeil zuckte Sukos Hand in Richtung Jacke, verschwand darin und kam noch in der gleichen Sekunde wieder hervor. Die Finger umklammerten keine Pistole, auch kein Messer und auch nicht die Dämonenpeitsche.

Es war etwas anderes.

Ein Stab!

»Topar!«

Laut hallte der Ruf in die klirrende Kälte hinein. So laut, daß er selbst den Klang der Glocke übertönte und von allen gehört werden konnte, die sich auf dem Platz vor dem Tempel befanden.

Jeder, der den Ruf vernahm, bekam die volle Wirkung des magischen Stabs mit, den Suko in einem tibetanischen Kloster bekommen hatte und dessen Entstehung auf den großen Friedensstifter Buddha zurückgehen sollte. Wenn Suko das Wort gerufen hatte, blieb die Zeit für die Dauer von fünf Sekunden stehen, und keiner, der den Ruf vernommen hatte, konnte sich noch bewegen.

Erst wenn die fünf Sekunden vorbei waren, lief alles wieder normal. In dieser Zeitspanne jedoch gelang es allein dem Träger des Stabs, zu agieren. So konnte er eine für ihn lebensgefährliche Situation entschärfen, wenn auch nicht lösen, denn Buddha verabscheute die Gewalt.

Sollte Suko diesem Grundsatz untreu werden und innerhalb dieser Fünf Sekunden-Frist jemand töten, würde damit auch die magische Wirkung des Stabes endgültig erloschen.

Und so mußte sich der Chinese auf das konzentrieren, was ihm noch blieb.

Sein Hauptfeind war der Magic Man!

Auch er besaß nicht die Kraft und die Willensstärke, um sich gegen die Magie des Stabes zu stellen. Wie auch die Menschen war er ebenfalls erstarrt, stand bewegungslos in seiner Haltung, und nur das dröhrende Dong-Dong der Todesglocke hallte weiterhin über das Häusermeer des Stadtteils Soho.

Suko nahm sich den Magic Man vor. Bewußtlos schlagen konnte er ihn nicht, aber er wollte ihm die Waffe entreißen.

Deshalb jagte er auf ihn zu.

Fast wäre er dabei noch hingefallen, da er nicht mehr an den hart gefrorenen Schnee dachte. Suko kippte nach links weg, prallte gegen den Leichenwagen, aber es war ihm gelungen, dicht an den Magic Man heranzukommen. Der Inspektor schnellte hoch, um den Arm des anderen zu fassen, da er ihm die Waffe entwenden wollte. Mit beiden Fäusten umklammerte er das Handgelenk des Magic Man, riß den Arm herunter und hämmerte ihn auf die Dachkante der Ladefläche. Er hoffte, daß sich der Griff trotz allem lockerte und er das Wurfbeil in die Hände bekam.

Der Inspektor täuschte sich. Die Finger des Magic Man waren wie Klammern.

Sie hielten den Griff eisern fest, und Suko konnte nichts dagegen unternehmen.

Dafür trat etwas anderes ein.

Durch die ungeheure Wucht, mit der Suko den Arm nach unten gerissen hatte und auch durch den folgenden Aufprall, war es dem Unheimlichen nicht mehr möglich, den Arm an seinem Körper zu

halten. Er brach ab wie morsches Holz. Suko hörte sogar noch das Knirschen. Der Arm knallte zu Boden und blieb dort liegen.

Zusammen mit dem Tomahawk, um dessen Griff sich noch immer fünf braune, borkige Finger gedreht hatten und nicht losließen. Leider war Suko trotz seines harten Einsatzes in dieser Hinsicht kein Erfolg beschieden worden. Und die Zeit war vorbei.

Er merkte es daran, daß sich der Magic Man bewegte, so daß Suko rasch zurücksprang.

Direkt vor Sukos Eingreifen hatte der Magic Man ihn schlagen wollen. Diese Bewegung konnte er nicht mehr durchführen, denn sein Arm hing nicht mehr an der Schulter, er lag neben ihm auf der hartgefrorenen Erde. Wo er einmal gesessen hatte, schauten vertrocknete Adern wie stumpfe, elektrische Drähte aus dem Loch an der Schulter. Das war alles.

Und der Schrei drang aus dem Maul des Magic Man. Dieser lebende Rest einer alten Vergangenheit hatte plötzlich erkannt, was mit ihm geschehen war, aber aufgeben wollte er nicht.

Er drehte sich, öffnete sein Maul und zeigte seine gefährlichen Blutzähne. Sein Blick konzentrierte sich auf Suko, der den Stab mit seiner Silberkugel-Beretta vertauscht hatte.

Er feuerte.

Gezielt hatte er nicht auf den Magic Man, sondern auf dessen Hand, die neben ihm lag. Die Kugel traf.

Sie hieb gegen das Wurfbeil und auch gegen einen Finger, aber sie richtete keinen Schaden an. Als Querschläger wischte sie davon, nahm eine giftgrüne Farbe an und verging noch in der Luft zu Staub, der als kleine Wolke zu Boden rieselte.

Zu einem zweiten Schuß oder zum Einsatz der Dämonenpeitsche ließen ihn die Zombies nicht mehr kommen. Die Helfer des Magic Man und Diener des Teufels stürzten sich wie die Kannibalen auf den Chinesen, und dieser Übermacht war Suko nicht gewachsen.

Er kämpfte wie ein Berserker. Arme und Beine setzte er ein. Seine Handkanten säbelten wie stumpfe Messer, er konnte sich auch einmal Luft verschaffen, aber die anderen schlugen nicht allein mit den Fäusten zu, auch mit den Fackeln. Wenn sie Suko oder dicht neben ihm den Untergrund trafen, sprühten jedesmal große Funkenbögen sternenförmig in die Höhe.

Suko schaffte es einfach nicht. Die Last der Körper drückte ihn zu Boden. Der Magic Man stand dabei und schaute zu. In seinen Augen stand ein unheilvolles Leuchten. Man konnte es auch mit einem tödlichen Versprechen umschreiben.

Es waren sechs Zombies, die Suko in die Höhe rissen und an ihm hingen wie die Klammeraffen. Sogar um seinen Hals hatten sich zwei Arme geschlungen. Der Inspektor hatte einiges mitbekommen. Die Horde hätte ihn auch bewußtlos schlagen können, doch davon hatten sie bewußt abgesehen, denn der Magic Man wollte seine Rache genießen. Vor dem Inspektor baute er sich auf. Er besaß nur noch den linken Arm, die Waffe lag mit dem rechten zusammen neben ihm, aber er war längst nicht ausgeschaltet, das gab er Suko auch zu verstehen.

»So nicht!« erklärte er mit seiner rauen Stimme. »So wirst du mich nicht fertigmachen. In mir steckt mehr, als du angenommen hast. Ich bin unsterblich, denn ich besitze den Tomahawk. Diese Waffe ist so eng mit mir verbunden, daß du sie einfach nicht ausschalten kannst. Und das werde ich dir beweisen. Deinem Schicksal entgehst du nicht. Ich bin derjenige, der hier herrscht.«

Und das demonstrierte er auch.

Alle, die in seiner Nähe standen, sahen das Leuchten in seinen Augen. Die schockgrüne Farbe kannte man sonst nur bei reinen Hexenaugen, und den gleichen Ton hatte auch die Schneide des Wurfbeils angenommen, das am Boden lag. Ein sehr intensives Leuchten ging von ihm aus. Es wurde zu einem Strahlen, dessen fahle

Farbe sich ausbreitete und auch geisterhaft über die Gesichter der Menschen huschte.

So bekamen sie das Aussehen alter Leichen, und ihre Pupillen wirkten wie grün angehauchte Knöpfe.

Das war längst nicht alles. Die große Magie brachte das Unwahrscheinliche fertig. Der Magic Man stand mit jedem seiner Körperteile in starker Verbindung, so auch mit dem von Suko abgerissenen Arm.

Und der hob vom Boden ab.

Arm, Hand, Wurfbeil!

Es war ein schauriges Trio, das entgegen aller Erdanziehung in die Höhe stieg, über dem Kopf des Magic Man schwebte, sich dort allmählich drehte, damit die Schneide in Sukos Richtung wies. Dieses außergewöhnliche und nicht erklärbare Schauspiel ließ selbst die Zombies still werden. Mit angehaltenem Atem und mit weit aufgerissenen Augen verfolgten sie den Weg und sahen sich bereits auf der Siegerstraße, denn Suko würde es nicht schaffen, dieser Waffe zu entgehen, die dem Magic Man so sklavisch gehorchte. Der Inspektor starrte auf die Klinge, sah die Hand und den abgerissenen Arm in der Luft schweben.

Das Läuten der Totenglocke, die zu Sukos Grabgesang werden sollte, übertönte alles.

»Und nun wird sie dich in grüne Asche verwandeln!« brüllte der Magic Man...

»Das glaube ich nicht!«

Meine Stimme war noch lauter gewesen, als die des Magic Man, und jeder hatte die Worte hören können.

Okay, es war ein Risiko gewesen, so lange mit dem Einsatz zu warten, aber ich hatte es bewußt getan, denn ich wollte direkt an die Quelle des Übels. Das war unter anderem für mich die Glocke, denn

sie allein hielt die Verbindung zwischen dem Magic Man und seinen Dienern aufrecht. Eigentlich hatte ich vorgehabt, früher einzugreifen. Dann war der Ruf meines Partners erfolgt, und der hatte auch mich getroffen, denn mir war es ebenfalls nicht gelungen, mich zu bewegen.

Danach hätte ich Suko schlecht helfen können. Auch für uns beide wäre die Übermacht der Bande zu groß gewesen, so daß es besser für mich gewesen war, mich im Hintergrund zu halten. Ich würde Suko große Abbitte leisten müssen, daß er sich hatte zusammenschlagen lassen, ohne Hilfe bekommen zu haben, aber der Zeitpunkt, den ich mir jetzt ausgesucht hatte, war wesentlich günstiger.

Ich hockte auch nicht mehr hinter dem Buschwerk, war darüber hinwegklettert und stand nun davor.

Noch etwas hatte ich getan.

In der rechten Hand hielt ich schleuderbereit meinen silbernen Bumerang, und das Ziel kannte ich ebenfalls. Es war die Totenglocke!

Noch schwang sie, noch schmetterte sie ihre grauenvolle Botschaft über das Häusermeer von Soho hinweg, aber ich hatte mir ausgerechnet, daß ich sie zerstören mußte, um auch die Verbindung zwischen dem Magic Man und dem Satan lösen zu können.

Meine Worte hatten die Versammelten getroffen wie Peitschenschläge. Plötzlich war Suko nicht mehr so wichtig, obwohl er noch weiterhin festgehalten wurde, und ich sah aus dem Hintergrund immer mehr Menschen kommen, die dem Ruf der Glocke gefolgt waren, aber ich, John Sinclair, stand für die anderen wie auf dem Präsentierteller.

»Ihr werdet es nicht schaffen!« schrie ich mit überlauter Stimme. »Die andere Seite ist stärker. Das Böse wird das Gute nie besiegen können. So wurde es zu Beginn der Welt festgeschrieben, auch wenn

es der Teufel immer wieder versucht. Seht her.«

Nach den letzten beiden Worten holte ich aus, drückte meinen Körper zusammen mit dem rechten Arm weit nach hinten, um entsprechend ausholen zu können.

Dann wuchtete ich den Arm vor, und mit rasender Geschwindigkeit verließ die silberne Banane meine rechte Hand.

Sie jagte, verfolgt von zahlreichen Blicken, genau dort auf die Glocke zu, wo sich auch die häßliche Fratze meines Todfeindes Asmodis befand...

Mein gezielt geworfener Bumerang stieg in einem schrägen Winkel der Glocke entgegen, und wir alle beobachteten fasziniert seinen Flug. Suko und ich hoffend, die anderen vielleicht bangend, wie auch der Teufel, denn die Fratze auf der Glocke verzog sich noch grimassenhafter. Der Bumerang brauchte vielleicht nur Sekunden, um sein Ziel zu erreichen, aber in dieser kurzen Zeitspanne tat sich etwas. Ich hatte das Gefühl, als würde die Glocke selbst Angst bekommen, da sich ihr Klang plötzlich veränderte.

War der Ton vorhin noch weit und hallend über den Stadtteil geschwungen, so änderte sich dies radikal. Der Klöppel bewegte sich plötzlich zitternd und drosch wie ein schnell geschlagener Hammer immer wieder gegen die Innenwände der Glocke, die sich gleichfalls nicht ruhig bewegte, sondern heftig hin- und herpendelte. Und das Gesicht des Teufels zerplatzte.

Ein wahrer Regen aus Funken sprühte auf. Dies geschah, als mein Bumerang gegen die Glocke hieb.

Es war ein Volltreffer geworden. Nicht allein das Gesicht verschwand, auch die Glocke hörte plötzlich auf zu schlagen, und jeder, der sie anstarre, konnte erkennen, wie das riesige, am dunklen Nachthimmel schwebende Gebilde die ersten Risse bekam. Sie durchzogen das mit dem Odem des Bösen versehene Metall wie ein

Spinnennetz-Muster, stachen von unten nach oben, gleichzeitig auch in die Breite, so daß kein Flecken verschont wurde.

Dann brach sie auseinander.

Über uns schien ein Flugkörper explodiert zu sein, mit diesem Bild war es zu vergleichen. Die Glocke wurde in unzählige Teile zertrümmert. Gleichzeitig entstand ein gewaltiger Sog, der seinen Ausgangspunkt in der Unendlichkeit haben mußte, denn ich sah über der explodierenden Glocke so etwas wie einen langen Schacht, der ins All hineinstieß. An dessen Ende zeigte sich der Teufel.

Schwach nur zu sehen, aber doch mit haßverzerrtem Gesicht und drohend gereckter Faust.

Der Sog packte die einzelnen Trümmerenteile, die sogar schon zu Staub geworden waren, riß sie hinein in die Schachttiefe und schleuderte sie dem Fratzengesicht des Teufels entgegen, wo sie praktisch von ihm verschluckt wurden. Und der Bumerang?

Meine, ich konnte sagen Superwaffe, trudelte wie ein harmloses Stück Metall zu Boden, berührte noch das Dach des Tempels, rutschte ab und blieb schließlich auf der harten Erde liegen, so daß ich nur mehr hinzugehen brauchte, um ihn aufzuheben.

Dazu kam ich nicht mehr. Die Glocke hatte ich vernichten können, aber das zweite Problem bestand nach wie vor.

Es war der Magic Man!

Kein Läuten mehr, kein drohender Klang, der den Himmel als Gruß der Hölle erfüllte, dafür eine lastende Stille bei klirrender Kälte. Und einen Schrei hörten wir.

Grenzenlos, wie wahnsinnig. Ausgestoßen hatte ihn der Magic Man, der seine Felle fortschwimmen sah, aber nicht aufgeben wollte, denn noch besaß er einen Rest an Kraft.

Und den aktivierte er.

Suko war als Gegner vergessen. Ich stand auf seiner Liste, denn ich hatte die Glocke, das Verbindungsglied zwischen ihm und dem

Teufel, vernichtet. Deshalb mußte er mich vernichten. Er schickte sein Wurfbeil. Zusammen mit dem Arm drehte es sich, so daß die Vorderseite der Klinge in meine Richtung wies. Und er wurde schnell. »John, verschwinde...!«

Ja, ich hatte Suko schreien gehört, und ich startete, denn ich wußte nicht, womit ich diesen Tomahawk aufhalten sollte. Mit dem Kreuz oder dem Bumerang?

Ich konnte es mir aussuchen, aber ich mußte mich verdammt beeilen und startete wie ein Olympialäufer.

Ausgerechnet auf diesem Eisboden. Das war ein Wahnsinn, und ich merkte schon sehr bald die hinterlistigen Kräfte, die mir die Beine unter dem Körper wegreißen wollten, um mich auf die harte Erde zu schmettern. Dennoch kam ich weiter, der Bumerang rückte auch näher, aber von der linken Seite her jagte das Wurfbeil mit einer gefährlichen Geschwindigkeit heran.

Es war schneller.

Die zehn Schritte, die mich vom Bumerang trennten, schaffte ich nicht mehr, und ich hatte auch keine Zeit, das Kreuz zu aktivieren. Ich mußte es ganz anders machen, praktisch mit bloßen Fäusten. Aus vollem Lauf stoppte ich, bekam dafür die Quittung, fiel hin und setzte mich auf den Hosenboden.

Der Arm war da.

Das grüne Strahlen blendete mich fast. Ich riß den Kopf zur Seite und hob gleichzeitig die Arme, wobei ich zusätzlich noch die Hände öffnete, um zugreifen zu können.

Ich schaffte es.

Das Wurfbeil allein hätte ich sicherlich nicht stoppen können, aber mit dem Arm zusammen konnte ich diese Wucht aufhalten und fing den abgerissenen Killerarm mit beiden Händen ab.

So hielt ich ihn auch. Dabei spürte ich seine Stärke. Er bewegte sich, er wollte mich, von den Kräften des Magic Man geleitet, nach

hinten drücken und mich mit dem Rücken auf den harten Boden pressen, damit die Schneide meine Kehle durchtrennen konnte.

Es war ein verzweifelter, wilder Kampf gegen das Schicksal, den ich immer mehr verlor, denn die Kraft des anderen war stärker, als die eines Menschen.

Ein uriger Schrei zitterte abermals über das Gelände. Diesmal war er nicht von dem Magic Man ausgestoßen worden, er hatte sich aus der Kehle meines Freundes Suko gelöst.

Dem Chinesen war es mit einer bewundernswerten Kraftanstrengung gelungen, sich aus den Griffen seiner Peiniger zu befreien, und nun machte er Dampf. Er eilte mir zu Hilfe, und er schaffte es, sich besser auf den Beinen zu halten als ich.

Auch sein Ziel war der Bumerang.

»Halt aus, John, halt aus!«

Eine Antwort konnte ich ihm nicht geben. Sie hätte mich einfach zu viel Kraft gekostet, da ich immer tiefer nach hinten gedrückt wurde und große Mühe hatte, die Axt von meiner Kehle entfernt zu halten. Noch gelang es mir...

Verdammtd, wenn doch Suko endlich kommen würde!

Er kam nicht.

Dafür tat er etwas anderes.

Ich habe es mir im nachhinein von ihm berichten lassen. Suko blieb an der Stelle stehen, wo auch der Bumerang gelandet war. Er hatte die silberne Banane an sich genommen, ausgeholt und auch gezielt. Dann schleuderte er sie.

Suko wußte genau, daß der Bumerang von dem Ziel angezogen wurde, in dem die gegensätzlichen Kräfte vereint waren. In seinem und unserem Fall war das der Arm des Magic Man mit der gefährlichen Wurfaxt. Mir gelang es kaum noch, ihn von meinem Hals wegzustemmen, als ich das helle Blitzen sah und den Treffer mitbekam.

Ich sah die Explosion, hatte den kleinen Ruck gespürt, sah den Bumerang zurückkehren, und er wurde von Suko aufgefangen, der einen Schrei ausstieß, denn nicht allein die Streitaxt hatte sich aufgelöst, auch der Körper des Magic Man war innerhalb einer Sekunde zu einer grünen Staubwolke zusammengefallen.

Das letzte Erbe der Todesglocke hatten wir vernichtet. Suko kam zu mir, streckte den rechten Arm aus und half mir auf die Beine.

»Wie geht es dir, Alter?« fragte er mit einem schiefen Grinsen in seinem leicht angeschlagenen Gesicht.

»Es muß so, mein Lieber, es muß...«

Dann gingen wir auf die Zombies zu. Sie schauten uns entgegen. Ihre Blicke waren unsicher. Ich spürte die Wut in mir hochsteigen, unterdrückte sie aber und zischte nur: »Waffen weg!«

Sie gehorchten und lösten ihre Wurf- und Schlagwaffen von den Gürteln. Da wußte ich, daß wir endgültig gewonnen hatten.

Sir James persönlich servierte Tee und Whisky. Wir saßen in den frühen Morgenstunden ziemlich erschafft in seinem Büro und ließen uns von unserem Chef bedienen.

Wir hatten einfach über den Fall reden müssen, der in einer Katastrophe hätte enden können. Das war zum Glück nicht eingetreten, und Sir James hatte die Alarmbereitschaft abgeblasen.

Whisky und Tee wärmten uns durch. Suko erzählte viel, ich weniger, und irgendwann hatte ich das Gefühl, überhaupt nicht mehr anwesend zu sein. Später hat man mir berichtet, ich wäre der erste Oberinspektor gewesen, der im Büro seines Chefs eingeschlafen sei...

ENDE

[\[1\]](#)Siehe John Sinclair Nr. 347 »Satans Mädchenfänger«